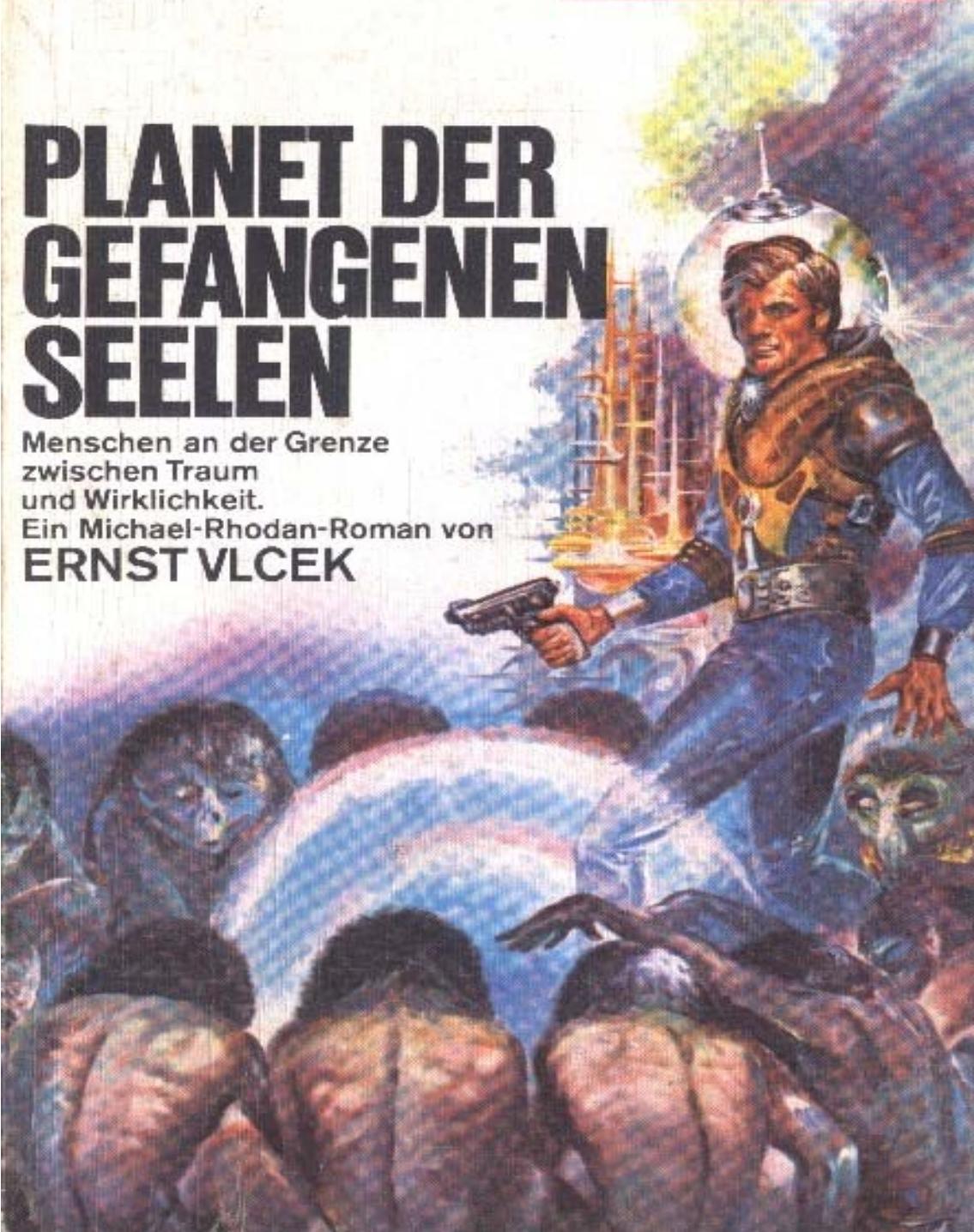


PLANET DER GEFANGENEN SEELEN

Menschen an der Grenze
zwischen Traum
und Wirklichkeit.

Ein Michael-Rhodan-Roman von
ERNST VLCEK



ERNST VLCEK

PLANET DER GEFANGENEN SEELEN

Planetenroman

Deutsche Erstveröffentlichung

MOEWIG-VERLAG MÜNCHEN

Juli 2433: ROI DANTON

1.

Auf Olymp erwartete mich ein Berg von Problemen.

Als die FRANCIS DRAKE auf dem ausgebauten Teilstück des Raumhafens von Trade City landete, fühlte ich mich plötzlich niedergeschlagen und wie ausgelaugt - und das, obwohl meine Mission ein voller Erfolg gewesen war.

Ich merkte sogleich, daß weder der Ausbau der Neustadt, noch die Arbeit am Raumhafen während meiner Abwesenheit Fortschritte gemacht hatte. Alles wirkte unverändert, nirgends schien während der zwei Monate gearbeitet worden zu sein.

Hier sah ich eines der Probleme, die auf mich warteten.

Zum Glück trafen sie mich nicht unvorbereitet. Lewis Grombitt, der meine Interessen auf Olymp vertrat, hatte mich in einem Hyperfunkspruch gewarnt. Das war auch der Grund, warum ich meine Propagandareise unterbrach und sofort zur Hauptwelt der Freifahrer zurückkehrte.

Lewis Grombitt erwartete mich auf dem Raumhafen. Er war ein Terrageborener, klein, mager und wirkte in seiner ganzen Erscheinung durchschnittlich. Aber der Eindruck von Mittelmäßigkeit täuschte. Grombitt war der beste Wirtschaftsexperte, den ich mir vorstellen konnte; und als Finanzexperte wurde er höchstens von Homer G. Adams übertroffen. In seiner Begleitung befand sich Koloman Ryder, der Leitende Ingenieur aus Geoffrys Team, das die Modernisierung und den Ausbau von Trade City realisieren sollte. Ryder war ein großer, muskulöser Afroterraneer, aus dessen offenem Gesicht ständig zwei Reihen perlweißer Zähne lachten. Jetzt war sein Mund geschlossen, ein verkniffener Zug lag in seinem

Gesicht.

Roboter hielten die paar hundert Freifahrer ab, die sich eingefunden hatten, um mich zu begrüßen. Zu anderen Zeiten waren es Tausende gewesen. Auch daran erkannte ich, daß meine Gegner während meiner Abwesenheit nicht müßig gewesen waren. Grombitt und Ryder brachten mich durch die Gasse in der Menge zu dem wartenden Schweber, der daraufhin sofort abhob und auf seinen Antigravf eidern in Richtung Neustadt davonsegelte.

Ich lehnte mich seufzend in den weichen luftgepolsterten Sessel der luxuriös ausgestatteten Kabine. Bisher hatten Ryder, Grombitt und ich noch kein einziges Wort miteinander gewechselt.

»So, jetzt schießen Sie los, Lewis«, forderte ich meinen Interessenvertreter auf.

Grombitt machte mit der Rechten ein kaum merkliches Zeichen, mit dem er mich wissen ließ, daß es in dem Schweber Abhöranlagen gab.

Gleichzeitig sagte er: »Es gibt zu viele Punkte, als daß wir sie während des Fluges erörtern könnten. Warten wir damit besser, bis wir in Ihrem Büro sind.«

Ich nickte. Der Pilot meldete über die 'Bordsprechchanlage, daß mich Lovely Boscyk am Interkom zu sprechen wünsche. Ich bat ihn, das Gespräch durchzustellen. Als das Gesicht des Freifahrerkaisers auf dem Bildschirm erschien, krampfte es mir das Herz zusammen. Seine Haut besaß eine aschgraue Farbe, aus den Lippen schien alles Blut gewichen, die Augen lagen tief in den Höhlen - aber wenigstens loderte in ihnen noch das Feuer eines ungebrochenen Willens. Trotzdem, mir war, als sei Lovely während meiner zweimonatigen Abwesenheit um Jahre gealtert.

»Hallo, Lovely«, begrüßte ich ihn und versuchte ein unbe-

kümmertes Lächeln. »Du machst einen frischen Eindruck. Ich hoffe, du hast dich endlich dazu entschlossen, dein Mauseloch zu verlassen und wieder die würzige Luft von Olymp zu atmen.«

Lovely Boscyk schüttelte kraftlos den Kopf. »Lassen wir das, Roi. Wie war deine Reise? Hast du einen guten Flug gehabt? Ich hörte, daß du zweimal mit den Springern Schwierigkeiten hattest.«

Ich machte eine wegwerfende Handbewegung. »Nicht der Rede wert. Ich brauchte nur jedesmal mit einigen Warnschüssen andeuten, daß die FRANCIS DRAKE Transformkanonen besitzt, um die Springer in die Flucht zu jagen.«

»Hattest du mit deiner Propagandareise Erfolg?«

Ich zögerte. »Wie man es nimmt«, sagte ich ausweichend. »Jedenfalls konnte ich fünfhundert Raumkapitäne für uns anheuern. Darunter die zehn Besten des Jahrganges einunddreißig der Marsianischen Raumakademie.«

Lovely lächelte schwach. »Nicht schlecht. Ich würde das als Erfolg werten.« Er machte eine Pause, dann sagte er unvermittelt: »Ich möchte, daß du zu mir kommst, Roi. Sofort.«

Ich warf Grombitt einen kurzen Blick zu und merkte, daß er den Kopf schüttelte. Ich wandte mich wieder dem Bildschirm des Interkoms zu.

»Ist das ein Befehl, Lovely?« fragte ich.

Um seinen Mund erschien ein bitterer Zug. »Du weißt, daß ich dir kaum etwas befehle.«

»Dann möchte ich meinen Besuch bei dir auf später verschieben«, sagte ich. Entschuldigend fügte ich hinzu: »Ich habe vorher noch einige wichtige Dinge zu erledigen, die keinen Aufschub dulden.«

Lovely schien in sich zusammenzusinken. »Das tut mir leid, Roi. Dann wird sich keine Gelegenheit mehr finden, dich vor

der Vollversammlung zu sehen. Schade ...«

Der Bildschirm wurde dunkel.

Ich warf Grombitt einen fragenden Blick zu, aber er schwieg beharrlich. Erst als wir mein Büro erreichten, das ich mir in jenem Bezirk der Neustadt eingerichtet hatte, in dem die große Familie der Hoorns wohnte, erfuhr ich von ihm, was es mit der Vollversammlung auf sich hatte.

2.

Der heiße, dampfende Schlamm aus den Masphara-Sümpfen quoll über meinen Körper, trieb mir den Schweiß aus allen Poren; die schwachen Elektroschocks durchzuckten mich in kurzen Intervallen und ließen mich wohlig erschauern. Während ich mich entspannte, wurden gleichzeitig meine Sinne angeregt.

Lewis Grombitt saß am Rande der therapeutischen Wanne, während Koloman Ryder im Hintergrund des Erholungsraumes im Kontursessel des Psychoschulders Platz genommen hatte.

»Alle neun Beiräte Kaiser Boscyks sind gegen Sie«, eröffnete mir Grombitt.

»Das waren sie schon immer«, lächelte ich und walkte spielerisch den breiigen Schlamm.

»Aber bisher konnten sie Ihnen nicht beikommen«, entgegnete Grombitt. »Der Kateer hat alle Ihre Pläne befürwortet, solange die Bilanz der Freifahrer ein Guthaben aufwies. Aber durch die Investitionen während der letzten drei Jahre war ein Abgleiten in die roten Zahlen unabwendbar. Die Freifahrer sind pleite. Der Ankauf der zweihundert 800-Meter-Schiffe im Dezember letzten Jahres hat alles Vermögen aufgebraucht.«

»Das ist nicht neu. Was soll's?«

Da ließ Grombitt die Bombe platzen.

»Alle Banken haben die Kredite gesperrt.«

Ich ließ mich nicht erschüttern, weil ich mit einer ähnlichen Entwicklung gerechnet hatte. Ich lächelte.

»Dahinter steckt bestimmt Homer G. Adams. Es hätte mich auch gewundert, wenn das Solare Imperium hier nicht einge-

hakt hätte. Rhodan möchte uns die Luft abdrehen. Aber dazu ist sein Arm nicht stark genug. Sie wissen - und auch die Beiräte wissen es —, daß ich Geldgeber hinter mir stehen habe, die für *jede* Summe gut sind. Ich kann von ihnen genug Geld aufstreben, um selbst an die Werften heranzutreten und Schiffe bar zu kaufen. Danach bleibt immer noch genügend übrig, um den Ausbau des Raumhafens und der Neustadt zu sichern und darüber hinaus die anderen Großprojekte zu finanzieren.«

Grumbitt verzog das Gesicht. »Das eben ist der wunde Punkt. Sie sprechen ständig von Geldgebern, aber Sie nennen keine Namen. Bisher verhielten sich die Beiräte ruhig, weil die Finanzierung aller Projekte zu einundfünfzig Prozent von den Freifahrern erledigt wurde. Das beruhigte sie. Aber es behagt ihnen nicht, daß sie jetzt plötzlich gänzlich von irgendwelchen anonymen Finanziers abhängig sein sollen. Sie befürchten, daß sie sich dadurch ihren Feinden - den Springern, oder dem Solaren Imperium - ausliefern könnten.«

»Die Terraner sind nicht unsere Feinde«, rief ich wütend.

Grumbitt lächelte. »Aber, wie Sie es selbst ausdrückten, sie würden uns liebend gerne die Luft abdrehen.«

Er hatte recht.

Ich wußte natürlich, daß die Freifahrer durch die Beschaffung der Kredite nicht in die Abhängigkeit irgendeiner Großmacht gerieten. Ebenso wie die wissenschaftliche Unterstützung, die ich ihnen durch Geoffry Waringer verschaffte, nichts von ihrer Freiheit kostete. Aber die Freifahrer wußten es nicht. Sie hatten weder von Geoffry eine Ahnung, noch, daß meine Schwester Suzan mit ihren sechs Großbanken hinter mir stand.

»Was ist also zu tun, Lewis?« fragte ich, obwohl ich seine Antwort schon kannte.

»Sie müssen Ihre Geldgeber bekanntgeben«, sagte er. »Das zumindest verlangt Truck Aphaguen.«

Truck Aphaguen war der Wirtschaftsexperte der neun Beiräte und mein stärkster Gegner. Anfangs hatte er nur hinter meinem Rücken intrigiert, was schlimm genug war. Aber seit vor sechs Monaten bekannt geworden war, daß Lovely Boscyk an einer unheilbaren Krankheit litt, hatte er offen gegen mich Stellung bezogen. Es war kein Geheimnis, daß er nur deshalb so aktiv wurde, weil er sich Chancen als Lovelys Nachfolger ausrechnete.

Ich schüttelte den Kopf. »Ich kann meine Geldgeber nicht preisgeben.«

»Warum nicht? Es ist die einzige Möglichkeit, die Vergrößerung der Freifahrerorganisation zu verwirklichen. Aphaguen hofft doch nur darauf, daß Sie Ihr Schweigen nicht brechen werden. Deshalb hat er auch so blitzschnell geschaltet und die Vollversammlung einberufen. Ja, er rechnete sogar damit, daß Sie nicht einmal rechtzeitig eintreffen würden, um daran teilzunehmen.«

»Danke, daß Sie mich über Hyperfunk davon in Kenntnis gesetzt haben, Lewis«, sagte ich.

Er seufzte. »Meine Mühe war umsonst, wenn Sie nicht die Karten aufdecken.«

Ich starrte vor mich hin. Aphaguens Plan war nicht schlecht, und ich hatte keine Möglichkeit, ihn zu durchkreuzen. Mir waren die Hände gebunden. Ich konnte nicht bekanntgeben, daß ich das Geld von meiner Schwester Suzan bekam, und ich konnte nicht verraten, daß all die wissenschaftlichen Errungenschaften, wie die Transformkanone, von ihrem Mann Geoffry Waringer stammten. Denn dann hätte ich gleich in die Galaxis hinausposaunen können, daß Roi Danton der Sohn Perry Rhodans war. Und das wollte ich auf keinen Fall.

Außer Kaiser Lovely Boscyk und einigen wenigen Eingeweihten durfte niemand erfahren, daß ich mit richtigem Namen Michael Rhodan hieß.

»Wir müssen nach einem anderen Weg suchen, Lewis«, sagte ich.

»Dann bleibt Ihnen nur noch übrig, Ihre hochtrabenden Pläne mit den Freifahrern aufzugeben«, erklärte er. »Aphaguen wird nicht nachgeben, und er hat die anderen acht Beiräte auf seiner Seite, die nicht gewillt sind, ihre Organisation einem Ungewissen Schicksal zu überlassen. Der Raumhafen von Trade City wird niemals einen Durchmesser von fünfzig Kilometern erreichen. Die Neustadt wird nicht ein Fassungsvermögen von zwei Milliarden Menschen erhalten. Die Flotte der Freifahrer wird sich nicht verzehnfachen.«

Er schwieg.

Ich brütete eine Weile vor mich hin, dann sagte ich leise:

»Ich werde meine Pläne verwirklichen. Ich werde die Freifahrer nur zweitstärksten Wirtschaftsmacht dieser Milchstraße machen!«

»Und wie wollen Sie das schaffen?«

Ich gab keine Antwort, weil ich keine wußte. Dennoch war ich überzeugt, daß sich ein Weg finden würde, um diese scheinbar ausweglose Situation zu meistern.

»Wann findet die Vollversammlung statt?«

»In vier Stunden, in Boscyks Quarantänestation.«

Ich kletterte aus der therapeutischen Wanne.

»Zeit genug, die Dinge in Schwung zu bringen.«

3.

Nachdem ich geduscht hatte, ließ ich mir vom Roboter mein Kostüm bringen, das mich als Roi Danton weit über den Bereich der Freifahrer hinaus berühmt und berüchtigt gemacht hatte. Und während ich das Rüschenhemd, die blütenweißen Seidenstrümpfe, die samtenen Kniehosen, die edelsteinbesetzten Schnallenschuhe anzog und die Perücke aufsetzte, klagte mir Koloman Ryder sein Leid.

Es ging um einige Sondereinrichtungen des Raumhafens. Im großen und ganzen ging der Bau der Landeflächen in konventioneller und üblicher Weise vor sich.

Zuerst schmolzen starke Thermostrahler den Planetenboden, bis er eine harte, glasierte Masse bildete. Darauf wurden die elastischen und dämmenden Kunststoffschichten aufgespritzt - und dann erst die Betondecken aufgegossen. Je nach Dicke der Betondecken wurde so eine Piste geschaffen, die Kugelraumer bis zu einem Durchmesser von eineinhalb Kilometern tragen konnte.

Damit war ich jedoch von Anfang an nicht zufrieden gewesen. Ich wollte, daß der Raumhafen von Olymp auch für die Landung von Ultrariesen (die bekanntlich zweieinhalb Kilometer durchmaßen) geeignet war. Das setzte voraus, daß die entsprechenden Landequadrat zusätzliche durch mindestens zweihundert Meter in die Tiefe reichende Stahl-Beton-Fundamente verstärkt werden mußten. Außerdem mußten Antigravprojektoren installiert werden, die wir fallweise zur Entlastung der Piste einsetzen könnten. Zwangsläufig ergab sich daraus, daß zumindest zwei Werften für die Überholung von Ultrariesen eingerichtet wurden.

Koloman Ryder war jetzt soweit, um die Spezial-Landepi-

ste, die eine Seitenlänge von zehn Kilometern besitzen sollte, in Angriff zu nehmen. Aber hier stieß er auf Schwierigkeiten. Sie kamen von Alf Maigon, dem Finanzbeirat Lovely Boscyks.

»Maigon verweigerte mir die hundert Milliarden für das erste Teilstück«, erklärte Ryder. »Er begründete es damit, daß Trade City beim augenblicklichen Stand der Freifahrerflotte nicht in der Lage sein müßte, so gigantische Schiffe aufzunehmen. Er erklärte, daß man die Ladung von Ultrariesart besser und billiger im Weltraum löschen könne'. Und was die Wartung dieser Gigant-Raumschiffe beträfe, meinte er, sollten wir uns eine wirtschaftlichere Lösung einfallen lassen. Jedenfalls weigerte er sich, die hundert Milliarden zur Verfügung zu stellen. Das ist der Grund, warum die Arbeiten am Raumhafen fast zwei Monate geruht haben. Ich weigerte mich selbstverständlich, Maigons Änderungsvorschläge zu akzeptieren.«

Ich war mit meiner Toilette fertig.

»Das war klug von Ihnen, Kolo«, sagte ich. »Jetzt trommeln Sie Ihre Leute zusammen und beginnen mit dem Bau des Ultrariesen-Landefeldes.«

Koloman Ryder zögerte. Er blickte unsicher zu Grombitt und dann zu mir.

»Machen Sie schon«, sagte ich ungeduldig - ganz in der Rolle des dekadenten Stutzers aus dem Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts - und schnippte geziert mit den Fingern. »Die Angelegenheit mit Maigon werde ich schon regeln. Oder ist noch etwas?«

Ryder räusperte sich. »Die Sache fällt eigentlich nicht in meinen Aufgabenbereich, aber vielleicht könnten Sie es vorbringen, wenn Sie mit Maigon sprechen. Es geht um die Wetersatelliten. Ursprünglich wurde geplant, daß das Wetter von

ganz Olymp kontrolliert werden sollte. Aber Maigon weigert sich auch hier, die Mittel zur Verfügung zu stellen. Er behauptet, es genüge, wenn die Wettermacher sich ausschließlich auf den Hauptkontinent konzentrierten.«

»Ich werde mich auch darum kümmern«, versprach ich.

»Danke.«

Koloman Ryder ging.

»Das geht alles von Aphaguen aus«, erklärte Grombitt.

»Er hat zu früh triumphiert«, sagte ich grimmig und setzte mich über Interkom mit Alf Maigons Büro in Verbindung. Zuerst weigerte sich seine Sekretärin, mich mit ihm zu verbinden, aber als ich ein wenig Druck ausübte, kam er an den Apparat.

»Sie haben es also doch noch geschafft, rechtzeitig nach Olymp zu kommen, Roi«, sagte Maigon mit falscher Freundlichkeit. Er war ein fähiger Finanzexperte, fast so gut wie Grombitt, aber von Politik verstand er überhaupt nichts. Ich nahm es ihm nicht einmal übel, daß er sich von Aphaguen hatte beschwatschen lassen. »Haben Sie sich schon eine Marschroute für die Vollversammlung zurechtgelegt?«

Ich lächelte. »Ich werde die Rolle des Henkers übernehmen. Heute rollen noch etliche Köpfe, Alf.«

Er schluckte. An dem unruhigen Blick seiner Augen erkannte ich seine Unsicherheit, aber er zwang sich weiterhin, freundlich und unbekümmert zu wirken.

»Wenn Sie es mir vielleicht auch nicht glauben, Roi«, sagte er, »so möchte ich dennoch behaupten, daß ich Ihre rechtzeitige Rückkehr als positiv erachte.«

»Ich bin um zwei Monate zu spät gekommen«, sagte ich kalt.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Daß ich überhaupt nicht hätte wegfliegen sollen. Dann

wäre der Raumhafen jedenfalls um ein gutes Stück größer geworden.«

Er zwinkerte nervös. »Ach, das meinen Sie.«

»Genau. Warum haben Sie Ryder daran gehindert, die Spezial-Landepiste zu bauen?«

»Soll ich Ihnen die finanzielle Lage unserer Organisation im einzelnen erklären?« fragte er zurück.

»Keine Ausreden, Alf! Sie wissen, daß ich an einer unerschöpflichen Geldquelle stehe.«

»Bleibt nur die Frage, ob die Freifahrer Ihr Geld wollen. Das wird sich erst bei der Vollversammlung herausstellen.«

Jetzt riß mir der Geduldsfaden; Maigon hatte gezeigt, daß er eindeutig auf Aphaguens Seite stand. »Bis dahin sind es noch zwei Stunden - und egal, was dabei herauskommt, im Augenblick gelten noch die alten Bestimmungen. Es wurde vor drei Jahren beschlossen, die von mir eingereichten Pläne zu realisieren. Daran hat sich bis jetzt nichts geändert. Sie werden sofort grünes Licht für den Bau der Spezial-Piste und die Anschaffung der Wettersatelliten geben. Haben Sie mich verstanden, Alf?«

Sein Gesicht verzerrte sich zu einer wütenden Grimasse; ich wunderte mich in diesem Augenblick, daß er die Maske der Freundlichkeit so lange hatte aufrechterhalten können.

»In Ordnung, Roi, ich werde Ryder und Tallard sofort Bescheid sagen. Aber wundern Sie sich nicht, wenn ich in spätestens vier Stunden alles wieder rückgängig mache.«

Ich atmete auf, als der Bildschirm erlosch, ließ mich in einen Sessel fallen und lüftete meine Perücke.

»Langsam komme ich zu der Meinung, daß es ein Fehler war, nicht sofort Lovely aufzusuchen«, murmelte ich. »Wenn ich zur Versammlung gehe, werde ich nicht einmal wissen, wie er zu mir steht. Ich bewege mich in schwindelnder Höhe

auf einem schmalen Grat - und bin ganz allein.«

»Es tut mir leid, wenn Sie glauben, ich hätte Sie in eine fatale Situation hineinmanövriert, Roi«, sagte Grombitt indigniert. »Aber ich hatte nur die besten Absichten. Und ich bin nach wie vor der Ansicht, daß Sie beim Kaiser nichts ausgerichtet hätten, ohne über die Hintergründe informiert zu sein.«

»Glauben Sie nur nicht, ich wollte Ihnen Vorwürfe machen, Lewis«, sagte ich müde. Ich hatte keine Lust, mich bei einem meiner engsten Vertrauten für jedes unbedachte Wort entschuldigen zu müssen. Ich war es überhaupt satt, durch Diplomatie und geschliffene Reden andere von der Richtigkeit meines Tuns überzeugen zu müssen. Ich würde nur noch Fakten sprechen lassen.

»Verdammte Bande«, fluchte ich und sprang auf. »Ich werde mich nicht mehr mit diesen Schwachköpfen herumschlagen. Solange Lovely gesund war und die Dinge im Griff hatte, ging alles glatt. Er war der einzige, der erkannte, daß die Freifahrerorganisation nur dann ihren Platz in der Galaxis behalten konnte, wenn sie expandierte. Aber seit er sich zurückzog und seine Beiräte ans Ruder kamen, gibt es ständig Schwierigkeiten. Ich bin der schönen Reden überdrüssig, jetzt werde ich Ihnen ein Ultimatum stellen. Lewis! Suchen Sie alle Unterlagen über die technische Entwicklung der Freifahrer der letzten zwei Jahre zusammen. Ich werde den Beiräten unter die Nase halten, daß ich Ihnen die Transformkanone geschenkt habe, daß sie mir den Halbraumspürer verdanken. Und wenn sie mich dann immer noch in meinem Wirkungsbereich beschneiden wollen, dann lege ich dieses Kostüm ab.«

Grombitt wußte, was ich meinte.

»Gehen Sie nicht etwas zu weit?« fragte er vorsichtig.

»Sparen Sie sich Ihre Ratschläge«, fuhr ich ihn an. »Be-

schaffen Sie mir die Unterlagen und alle verfügbaren Statistiken. Die Auswahl überlasse ich Ihnen, Sie wissen schon, was ich für mein Vorhaben brauche.«

Als er gegangen war, überlegte ich, ob ich nicht Lovely anrufen sollte. Aber ich verwarf diesen Gedanken wieder. Er hatte deutlich genug gesagt, daß er mich vor der Vollversammlung nicht mehr empfangen könne.

Ich blickte auf die Uhr. Noch eineinhalb Stunden.

Mein Schicksal stand auf des Messers Schneide.

Lovely Boscyks Quarantänestation lag in der Altstadt von Trade City, in der Nähe des Vergnügungsviertels. Obwohl ursprünglich vorgesehen gewesen war, die Altstadt zu schleifen, mußten wir sie auf Wunsch der alteingesessenen Freifahrerfamilien stehenlassen. Es war uns nicht möglich gewesen, sie dazu zu bewegen, in die mit allem Komfort ausgestatteten Hoch- und Einfamilienhäuser der Neustadt einzuziehen.

Ein Veteran, der sich hier zur Ruhe gesetzt hatte, sagte mir einmal, während er in einer einzigen Geste die bunt zusammengewürfelten Bauten aller Stilrichtungen zu umfassen schien.

»Hier spürt man Atmosphäre.«

Ich hatte damals gelächelt. Jetzt konnte ich ihn verstehen — zumindest was das Vergnügungsviertel betraf. Hier herrschte ständig knisternde Spannung, es war immer Hochbetrieb, Tag und Nacht; geriet man erst einmal in den Trubel, ließ man sich von der Fülle der Eindrücke überwältigen, dann überkam es einen wie ein Rausch - man wähnte sich am Pulsschlag des Lebens. Deshalb war es gut, daß wir die Altstadt nicht niegerissen hatten.

Die Quarantänestation war ein bunkerartiges Bauwerk ohne Türen und Fenster. Es besaß einen quadratischen Grundriß mit einer Seitenlänge von fünfzig Metern, seine Höhe be-

trug zwanzig Meter, das Dach hatte die Form einer Vierkant-Pyramide.

Nachdem ich mit dem Schweber auf dem Landeplatz davor niedergegangen war, begab ich mich zu dem Transmitter, der den einzigen Zugang in die Quarantänestation bot. Ich steckte meine Kennkarte in den Computerschlitz, wartete auf das Freizeichen und schritt dann über die rote Markierung der Transportplattform. Gleich darauf materialisierte ich in der Transmitterhalle innerhalb der Quarantänestation.

Dort wurde ich bereits von Payo Coq'Inoi erwartet.

»Sie sind der letzte, Roi«, sagte der Wegoya mit seiner einschmeichelnden, melodischen Stimme.

»Ich bin spät dran, ich weiß«, gab ich zurück und verhinderte, daß knapp eineinhalb Meter große Geschöpf, das aus lauter Kristallen zu bestehen schien, anzusehen.

Payo Coq'Inoi war ein kleines Biest. Er wußte, daß ich ihn nicht mochte, deshalb veränderte er in meiner Gegenwart die Struktur seines kristallinen Körpers auf eine Weise, daß es meinen Augen schmerzte.

Ich wollte schleunigst die Transmitterhalle verlassen, aber Coq rief mich zurück.

»Roi? Sie werden Rücksicht auf Lovely nehmen, nicht wahr? Sein Zustand ist im Augenblick noch ziemlich besorgniserregend.«

Ich drehte mich unwillkürlich um. Für einen Moment sah ich mein verzerrtes Spiegelbild in seinem Körper, dann veränderten sich die Kristalle und reflektierten tausendfach die Lichter der Transmitterhalle. Payo Coq'Inoi erstrahlte wie eine Miniatursonne. Ich schloß geblendet die Augen.

»Wenn Lovelys Zustand nicht zufriedenstellend ist, dann haben Sie schuld«, sagte ich. »Er wird den Tag noch verfluchen, an dem er sein Leben in Ihre Hände gelegt hat.«

»Ich tue, was ich kann«, erwiderte der Wegoya. Der strahlende Schein seines Körpers erblaßte, und plötzlich waren nur noch seine Augen zwei matt schimmernde Kristalle. Ich blickte kurz in sie und meinte, darin versinken zu müssen ...

Schnell wandte ich mich ab und begab mich in den Konferenzraum, wo die neun Beiräte bereits ihre Plätze auf der oberen Hälfte des grünen Tisches eingenommen hatten. Lovely Boscyk - durch eine Panzerglaswand getrennt - saß am unteren Ende des Tisches.

Payo Coq'Inoi war mir gefolgt.

*

Als ich Lovely Boscyk vor drei Jahren zum erstenmal zu Gesicht bekommen hatte, strotzte er vor Temperament und Unternehmungsgeist. Heute war er nur noch ein Schatten seiner selbst.

Das war eine Auswirkung der unheilbaren Krankheit, die ihn psychisch und physisch zermürbte. Er schien mit seinem Leben abgeschlossen zu haben. Er kannte die tödliche Auswirkung seines Leidens, obwohl er sonst nichts darüber wußte. Das war auch ein Grund dafür, daß er sich, anstatt sich in die Obhut von fähigen Ärzten zu begeben, ausschließlich von Payo Coq'Inoi behandeln ließ. Der Wegoya, der plötzlich vor einem halben Jahr auf Olymp aufgetaucht war, besaß sein grenzenloses Vertrauen. Mir war das unverständlich - aber wer wußte schon, was in Lovely vorging? Das permanente Siechtum und die Alpträume, die ihn ständig plagten, mußten ihn gänzlich zermürbt haben.

Ich fühlte Mitleid mit dem Kaiser der Freihändler, als ich ihn auf der anderen Seite der Panzerglaswand am Tisch kauern sah. Trotz seiner überdurchschnittlichen Größe von 1,90

Metern konnte er höchstens noch fünfzig Kilogramm wiegen; er war nur noch Haut und Knochen. Die Lider hatten sich über den tiefliegenden Augen geschlossen. Das Gesicht in dem knöchernen Schädel war eine Maske des Todes. Er schien überhaupt nicht zu merken, daß die Versammlung vollzählig war.

Nachdem ich mich auf dem freien Platz am grünen Tisch niedergelassen und die Unterlagen vor mir ausgebreitet hatte, räusperte sich Truck Aphaguen.

Er war groß, wirkte bullig, besaß außer seinen Körperkräften zwar keine überragende Intelligenz, dafür jedoch so etwas wie Bauernschläue, die ihm dazu verhelfen hatte, es vom Kapitän eines Freifahrerschiffes zum Wirtschaftsbeirat der Freifahrerorganisation zu bringen. Seine Chancen, Lovelys Nachfolge anzutreten, wären ausgezeichnet gewesen — wenn es mich nicht gegeben hätte. Kein Wunder, daß er mich zum Teufel'wünschte.

Er räusperte sich wieder und sagte: »Da wir nun vollzählig sind, möchte ich, als Sprecher der Beiräte, die Sitzung für eröffnet erklären.«

Die anderen Beiräte nickten zustimmend. Lovely Boscyk öffnete die Augen, blickte in unsere Richtung, sah jedoch durch uns hindurch.

»Die Sitzung ist eröffnet«, sagte er schwach.

Aphaguen ergriff wieder das Wort. Er schilderte die mißliche finanzielle Lage der Freifahrer und die Gefahren, die sich bei einer zu großen Verschuldung für die gesamte Organisation ergeben könnten. Er verschwieg absichtlich, daß täglich Milliardenbeträge durch unsere aus zweitausend Schiffen bestehende Handelsflotte hereinkamen. Wahrscheinlich verfolgte er mit dieser Taktik einen bestimmten Plan. Aber ich tat ihm den Gefallen nicht, hier einzuhaken.

Nach einer Kunstpause fügte er hinzu: »Ich beantrage, daß ab sofort rigorose Sparmaßnahmen angeordnet werden. Wir müssen eine Expansion unserer Organisation verhindern, um nicht die Übersicht und die Konirolle zu verlieren.«

»Dazu möchte ich etwas sagen«, meldete sich Lovely mit schwacher Stimme. Aller Augen wandten sich ihm zu. Mit einem Seitenblick stellte ich fest, daß Payo Coq'Inoi uns den Rücken zukehrte. Er schien wieder einmal zu meditieren.

Lovely fuhr fort: »Sie haben recht, Fürst Aphaguen, wir müssen scharf darauf achten, daß die Organisation nicht unserer Kontrolle entgleitet. Diese Gefahr besteht immer, zugegeben. Aber dies auf die Expansion zurückzuführen, ginge zu weit, es ist lediglich eine Frage der Führung. Wenn die geeigneten Männer an der Spitze unserer Organisation stehen, dann können wir uns über die halbe Galaxis ausbreiten - und mächtiger sein als alle anderen Völker.«

Aphaguen richtete sich in seinem Sessel auf.

»Sind Sie mit der Führungsspitze nicht zufrieden, Kaiser?« fragte er lauernd.

Lovely schwieg eine Weile, dann sagte er: »Ich möchte, daß innerhalb der Führungsspitze Einigkeit besteht. Im Augenblick haben wir keinen Gegner, den wir fürchten müßten. Abgesehen von den Terranern, die uns jedoch nicht feindlich gesinnt sind. Wenn der Freifahrerorganisation dennoch Gefahr droht, dann von innen. Durch Prestigekämpfe und Kleinkriege innerhalb der Führungsspitze schaden wir uns mehr, als es die Springer unter Aufbietung ihrer gesamten Flotte könnten.«

»Dieser Meinung schließt sich der Beirat geschlossen an«, erklärte Aphaguen und warf mir einen giftigen Blick zu.

Ich schenkte ihm ein höhnisches Lächeln. »Den Beweis dafür, daß Sie diese Behauptung auch ehrlich meinen, werden

Sie uns sicherlich schuldig bleiben. Oder könnten Sie die Tat-sache damit in Einklang bringen, daß Sie den Ausbau des Raumhafens und der Neustadt boykottieren?«

»Das ist eine Frage der Finanzierung«, erklärte Aphaguen und fügte schnell hinzu: »Kommen Sie uns nicht mit Ihren Geldgebern, Roi. Das sind für uns unbekannte Größen. Es kann sich dabei um Strohmänner des Solaren Imperiums han-deln, oder um Beauftragte der Springer, die uns aufkaufen wollen, um uns unschädlich zu machen.«

»Ich verbürge mich für sie«, erklärte ich.

Aphaguen verzog spöttisch den Mund. »Haben Sie wirk-lich nur diese Sicherheit zu bieten?«

Ich erwiderte Aphaguens Blick kalt und spürte gleichzeitig, wie die Wut in mir hochstieg. Ich hätte nicht geglaubt, daß er so weit gehen würde, einen Mißtrauensantrag zu stellen. Da-mit ließ er mir keine andere Wahl, als den Vertrauensbeweis zu erbringen. Das hieß, daß ich mich jener Unterlagen bedie-nen mußte, die mir Grombitt in letzter Sekunde verschafft hatte. Lieber wäre es mir gewesen, wenn ich meine Verdienste nicht hätte aufzählen müssen. Aber es ging nicht anders.

In diesem Augenblick dachte ich wehmütig an meine Ju-gendträume, in denen ich mir das Leben als Freifahrer aben-teuerlich und sorglos vorgestellt hatte. Aber es war nur nach außen hin eine Organisation, in der ehrenhafte Gauner mit Charme, Einfallsreichtum und Nonchalance nach Reichtum und Macht strebten. Sicher, die unbedeutenden Männer, die die Schiffsbesatzungen stellten, und selbst die Kapitäne, die sich Fürsten nennen ließen, sie waren jene Gentlemen-Pira-ten, als die man sich die Freifahrer gemeinhin vorstellte. Aber jene Männer, die die Organisation leiteten, das waren skru-pellose, nüchtern denkende Bosse ohne jegliches Gefühl für Romantik, die untereinander in einem gnadenlosen Wettbe-

werb standen wie die Bosse aller Konzerne.

Und ich war da hineingeraten, weil ich mir geschworen hatte, es aus eigener Kraft zu etwas zu bringen. Vielleicht wäre es besser für mich gewesen, nicht so weit in die Spitze der Freifahrerorganisation vorzustoßen. Jetzt war es zu spät für eine Umkehr; ich konnte nur noch hoffen, mir meine Jugendträume durch einen Sieg auf allen Linien doch noch zu erfüllen.

Ich hatte mich erhoben und blickte die neun Beiräte der Reihe nach an. Lovely Boscyk saß mit geschlossenen Augen an seinem Platz. Ich wußte nicht, ob er überhaupt noch zuhörte.

»Man verlangt von mir, daß ich zu meinem Ehrenwort noch eine zusätzliche Sicherheit biete«, sagte ich mit kalter Stimme. »Man verlangt von mir, daß ich den guten Willen meiner Hintermänner beweise, obwohl dies drei Jahre hindurch tagtäglich geschehen ist. Es wurden Bedenken geäußert, daß meine Geldgeber womöglich die Interessen des Solaren Imperiums oder der Springer, oder sonst einer Großmacht vertreten könnten. Wie lächerlich! Wenn meine Geldgeber dem Solaren Imperium angehörten, würden sie uns dann wohl das Geheimnis der Transformkanone gegeben haben? Aber damit nicht genug, konstruierten sie für uns eine Transformkanone, die die dreifache Schlagkraft der terranischen besitzt. Das spricht für sich. Noch unhaltbarer werden die Anschuldigungen gegen meine Geldgeber, wenn man sie mit den Springern in Zusammenhang bringt. Die Springer wären wohl nicht so dumm, un? die Transformkanone zur Verfügung zu stellen, obwohl ihre Schiffe nicht damit ausgerüstet sind.«

Ich wandte mich an den militärischen Beirat. »Wie stehen Sie zu diesem Argument, Scarten?«

»Es könnte sich um ein raffiniertes, unorthodoxes taktisches Manöver handeln«, sagte er unsicher.

Ich lachte spöttisch. »Unorthodox und dumm wäre dieses Manöver wohl«, gab ich zu. »Denn es gehört eine gute Portion Dummheit dazu, uns die Transformkanone zu geben, anstatt die eigenen Schiffe damit auszurüsten und unsere Flotte damit zu zerschlagen. Aber das ist noch nicht alles. Jene Leute mit dem überragenden technischen und wissenschaftlichen Potential, die uns die Transformkanone gaben, schenkten uns auch den Halbraumspürer, mit dem wir als einzige in der Lage sind, Raumschiffe auch durch den Linearraum zu verfolgen. Dieses Ortungsgerät besitzt nicht einmal das Solare Imperium, obwohl es schon seit dreißig Jahren an seiner Verwirklichung arbeitet. Bedarf es noch eines einzigen Beweises für die Vertrauenswürdigkeit meiner Geldgeber?«

Ich merkte die Unsicherheit, die sich auf den Gesichtern der Beiräte widerspiegelte. Sie wandten sich hilfesuchend Truck Aphaguen zu, aus dessen Blicken unbändiger Haß gegen mich sprach.

»Das alles ist schön und gut, Roi«, sagte er gepreßt. »Aber alle Argumente, die Sie vorgebracht haben, beweisen eines ganz deutlich. Nämlich, daß Sie die alleinige Macht über die Freifahrerorganisation haben wollen. Sie wollen die Freifahrer vollkommen von sich abhängig machen; zum einen durch technische und wissenschaftliche Unterstützung, zum anderen durch Geld. Drittens heuern Sie Raumschiffskapitäne an, die Ihnen ergeben sind. Der wahre Grund, warum wir uns entschlossen haben, uns nicht weiter in Ihre Abhängigkeit zu begeben, ist der, daß wir unsere Freiheit nicht verlieren wollen. Wie lange würde es dauern und Sie ließen sich zum Kaiser der Freifahrer ausrufen!«

»Darauf kann ich Antwort geben«, drang Lovely Boscyks

Stimme in die Stille hinein, die Aphaguens Worten gefolgt war. Er öffnete die Augen und sah uns der Reihe nach an.

Dann fuhr er leise fort: »Ich werde nicht mehr lange leben, ich fühle es. Aber selbst wenn mich die Todesahnungen trügen, so \verde ich nie mehr in der Lage sein, die Freifahrer mit starker Hand zu führen. Deshalb ist es besser, ich ziehe mich zurück und bestimme meinen Nachfolger. Ich werde zwar offiziell als Kaiser das Oberhaupt der Freifahrer bleiben und gelegentlich auch eingreifen und Ratschläge erteilen, aber die Verantwortung wird auf den Schultern jenes Mannes ruhen, den ich für geeignet halte, meine Nachfolge anzutreten. Ich will es kurz machen und Sie nicht länger auf die Folter spannen. Nach reiflicher Überlegung bin ich zu dem Schluß gekommen, daß nur ein Mann als Führer der Freifahrer in Frage kommt - Roi Danton. Er darf sich von nun an als König der Freifahrer bezeichnen.«

Diese Eröffnung kam für mich ebenso überraschend wie für die Beiräte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn sie gegen diese Entscheidung protestiert hätten. Aber es brach kein Tumult los, die Beiräte waren entweder viel zu verwundert, um aufzubegehren, oder sie fanden sich mit den Tatsachen ab. Selbst Truck Aphaguen verhielt sich diszipliniert.

Er erhob sich und sagte mit gedämpfter Stimme: »Unter diesen Umständen lege ich mein Amt selbstverständlich nieder.«

Dagegen hatte ich nichts einzuwenden. Lewis Grombitt würde Aphaguens Posten übernehmen.

Nachdem die Beiräte sich zurückgezogen hatten, fragte mich Lovely:

»Welche Maßnahmen wirst du zuerst ergreifen, Mike?« Ich brauchte mit der Antwort nicht zu zögern.
»Es wird sich im Grunde genommen nichts ändern«, ant-

wortete ich. »Ich werde weiterhin die Organisation ausbauen — nur mit dem Unterschied, daß ich mit der Verwirklichung meiner Pläne schneller vorankomme, weil mir niemand mehr Knüppel zwischen die Beine werfen kann. Meine erste große Maßnahme wird der Ankauf von tausend weiteren Schiffen sein. Fünfhundert Kapitäne habe ich bereits, weitere werden sich leicht aufstreiben lassen. Die Mannschaft bereitet mir weiter keine Sorge. Sie wird sich zum Teil aus den Hoorns und Boscyks von Hoorns Paradies, zum anderen Teil aus Kolonisten von den vernachlässigten Pionierwelten rekrutieren. Ich bin sicher, den gestellten Termin einhalten zu können und in zwei Jahren den Fünf-Jahresplan zu verwirklichen.«

»Das gefällt mir«, sagte Lovely. »Es gefällt mir vor allem, daß du nicht sofort eine großangelegte Säuberungsaktion startest.«

»Warum sollte ich?« fragte ich verwundert. »Die Beiräte sind fähige Männer. Ihr einziger Fehler war, daß sie sich von Aphaguen um den Finger wickeln ließen. Durch sein freiwilliges Ausscheiden hat sich dieses Problem von selbst gelöst.«

Lovely nickte, zufrieden, wie mir schien, mit dem Kopf. Sonst zeigte er keine Reaktion. Er hielt die Augen geschlossen, sein Körper war in sich zusammengesunken, der Kopf war nach vorne geneigt, so als döse er vor sich hin. Aber ich wußte von früheren Besuchen, daß der Schein trog. Er schlief nicht, sondern war nur zu schwach, um sich aufrechtzuhalten. Er sprach auch selten, weil es ihn, wie er sagte, zu sehr anstrengte. Deshalb glaubte ich auch, sein beharrliches Schweigen sei eine stumme Aufforderung, meine Zukunftspläne im Detail zu erklären.

Als ich jedoch damit begann, winkte er mit einer müden Bewegung ab.

»Es ist nicht nötig, daß du mir Rechenschaft ablegst, Mike,

ich habe volles Vertrauen zu dir«, sagte er. »Ich möchte aus einem ganz anderen Grund mit dir sprechen. Es soll eine rein private Unterredung unter vier Augen sein.«

Ich deutete hinter mich, wo ich Payo CoqTnoi wußte, der immer noch, mit dem Rücken zum Raum, meditierend in der Ecke stand.

»Und was ist mit ihm?«

»Er soll bleiben«, bestimmte Lovely. »Was ich dir zu sagen habe, geht auch ihn an. Coq hat mir in den letzten sechs Monaten sehr geholfen. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn getan hätte.«

Ich sah mich nach dem Wegoya um, wandte mich aber sofort wieder ab, als ich in den Kristallen seines Rückens verzerrte Spiegelbilder von mir erblickte.

»Er hat dir also geholfen?« wunderte ich mich. »Dann verstehe ich nicht, warum du dauernd von Todesahnungen sprichst.«

Das war hart, und ich war mir dessen vollauf bewußt. Aber ich sah keine andere Möglichkeit, um Lovely aus seiner Lethargie zu reißen, als ihn zu schockieren und aus der Reserve zu locken. Instinktiv fühlte ich, daß ihm sein physisches Leid nicht so gefährlich werden konnte wie seine Passivität. Wenn es mir gelänge, ihn aus seiner Eigenwelt in die Realität zurückzuführen, dann wäre ihm schon geholfen gewesen. Aber das schien nicht möglich, solange Payo Coq'Inoi an seiner Seite war.

»Nicht mein gesundheitlicher Zustand, sondern meine Lage hat sich, dank Coqs Hilfe, gebessert«, berichtigte Lovely. Seine Stimme war ein Flüstern, und wäre sie nicht durch die Gengensprechchanlage verstärkt worden, ich hätte wohl kaum ein Wort verstanden.

Seine Augen sahen in meine Richtung, aber sie blickten

durch mich hindurch, als er fortfuhr:

»Dein Mißtrauen gegen Coq jst unbegründet, Mike. Ich werde dir jetzt etwas anvertrauen, das dich den wahren Sachverhalt erkennen lassen wird. Meine Krankheit ist rein psychischer N^iur. Es sind die Träume - und nichts anderes —, die mich zermürben. Mir war von Anfang an klar, daß ich deren Ursprung oder Urheber finden mußte, um wieder ich selbst zu werden. Nun ist es soweit, ich weiß, wo die unheimliche Macht zu finden ist, die diesen verheerenden psychischen Druck auf mich ausübt. Coq hat mir geholfen, den Weg zu finden, das heißt, er hat mir schon vor längerer Zeit verraten, wo der Ursprung meiner Träume liegt. Aber ich mußte noch eine Reihe von Vorbereitungen treffen, bevor es mir möglich vvar, zu handeln. Zu den Vorbereitungen gehörte es auch, einen Nachfolger für mich zu finden. Das war nicht weiter schwer. Eine andere Maßnahme war, ein Schiff dorthin zu schicken, wo die Macht ihren Sitz hat, die mich geistig versklavt. Das ist vor einem Monat geschehen. Inzwischen habe ich erfahren, daß die MIGHTY QUEEN das Ziel erreicht und alles für meinen Empfang vorbereitet hat. Ich werde demnächst Olymp verlassen, Mike.«

Obwohl ich nicht alles klar begriff, was Lovely mir gesagt hatte, erklärte ich mich spontan dazu bereit, an seiner Stelle in den Kampf gegen seinen unbekannten Feind zu ziehen.

»Ein Wort von dir, Lovely, und die FRANCIS DRAKE startet!«

Auf seinem eingefallenen Gesicht erschien ein maskenhaftes Lächeln. »Das habe ich erwartet. Danke, Mike, aber diese Angelegenheit betrifft nur mich, ich muß allein damit fertig werden.«

»Du willst also wirklich von Olymp fortgehen und die Freifahrer im Stich lassen?« fragte ich gerade heraus.

»Ich bin überzeugt, daß du die Organisation in meinem Sinn weiterführen wirst.«

Das hörte sich an wie ein Abschied für immer.

»Ich bin kein Ersatz für dich, Lovely«, erklärte ich vehement. »Du hast diese Organisation aufgebaut und dreißig Jahre lang mit sicherer Hand geführt. Die Freifahrer brauchen dich, du symbolisierst für sie Mut und Kraft, und wenn du auch nicht mehr im direkten Einsatz stehst, so bist du immer noch die treibende Kraft, der Motor, der das Räderwerk unserer Organisation antreibt. Ohne dich würde das *ganze* Handelsimperium der Freifahrer einstürzen. Du kannst noch nicht abtreten, Lovely, du kannst dich nicht für immer zurückziehen!«

Er schloß die Augen und murmelte: »In Wirklichkeit habe ich mich schon lange zurückgezogen. Ich habe diese Organisation aufgebaut und mit ganzem Herzen daran gehangen. Aber jetzt ist etwas anderes in mein Leben getreten, das mich voll und ganz in Anspruch nimmt. Du wirst mein Erbe übernehmen, Mike, und du wirst den Freifahrern ein guter König sein.«

»Aber ich kann dich nicht ersetzen, Lovely.«

»Auch wenn ich fortgehe, werde ich immer bei euch sein«, erklärte Lovely. »Das meine ich nicht nur symbolisch, Mike. Ich sagte dir schon, daß ich offiziell weiterhin die Freifahrerorganisation leiten werde. Wie ich mir das im einzelnen gedacht habe, wirst du zum gegebenen Zeitpunkt erfahren.«

»Das kann nicht dein entgültiger Entschluß sein«, sagte ich ungläubig. »Wir sollten alles noch einmal in Ruhe besprechen.«

Er schüttelte den Kopf. »Nicht nötig. Ich habe ein halbes Jahr Zeit gehabt, alles genau zu überlegen.«

Ich drang nicht weiter in ihn. »Wann willst du Olymp ver-

lassen?«

»Das weiß ich noch nicht. Aber ich lasse es dich rechtzeitig wissen, Mike«, antwortete er. »Da ist noch etwas, um das ich dich bitten möchte. Stelle Payo Coq'Inoi eine Space-Jet mit einer Mannschaft von Freiwilligen zur Verfügung. Er hat den Wunsch geäußert, zu seiner Heimatwelt zu fliegen. Da ich seiner Dienste nicht mehr bedarf, möchte ich ihm seine Bitte erfüllen. Du wirst ihn doch gehen lassen, Mike?«

»Selbstverständlich.«

»Gut, das wäre es, Mike.« Er machte eine Pause und fügte dann hinzu: »Nimm es nicht so tragisch. Es ist gar nicht gesagt, daß ich auf Nimmerwiedersehen verschwinde. Wenn ich siege, dann komme ich bestimmt zurück.«

Ich ging. Payo Coq'Inoi begleitete mich in die Transmitterhalle. Bevor er mich zum Empfangstransmitter außerhalb der Quarantänestation abstrahlte, sagte er:

»Geben Sie sich keinen Hoffnungen hin, Roi Danton. Kaiser Boscyk wird Olymp nicht wiedersehen.«

In diesem Moment hätte ich den Wegoya am liebsten gepackt und zu Timmon Arcald gebracht, um ihn gründlich verhören zu lassen. Aber irgend etwas zwang mich, gegen meinen eigenen Willen zu handeln und die Transmitterplattform zu betreten.

6.

Lovely Boscyks grenzenloses Vertrauen in Payo Coq'Inoi konnte nichts an meiner Einstellung ändern. Im Gegenteil, ich mißtraute dem Wegoya nur noch mehr. Es war für mich der Beweis, daß Lovely zu ihm in einem unfreilvil!igen Abhängigkeitsverhältnis stand. Die Tatsache, daß Payo Coq'Inoi von jener Welt stammte, auf der Lovely den Urheber seiner Alpträume vermutete, bestärkte mich in meinen Vermutungen.

Payo Coq Inoi mußte eine Schlüsselperson sein.

Selbstverständlich würde ich Lovelys Wunsch nachkommen und dem Wegoya eine Space-Jet zur Verfügung stellen. Ich hatte nicht vor, ihn am Verlassen Olymps zu hindern, wollte aber herausfinden, wohin er sich wandte. Das schien auf den ersten Blick die einfachste Sache von der Welt zu sein, doch ich ahnte, daß die Angelegenheit etwas verzwickter war. Denn nach allem, was ich über den Wegoya wußte, besaß er parapsychische Fähigkeiten.

Vier Stunden vor Coqs Abflug stattete ich Timmon Arcald, dem Sicherheitschef von Olymp, einen Besuch ab. Ich wußte, daß er mir nicht viel Sympathien entgegenbrachte und eher auf Aphaguens Seite stand und machte mich auf einige Schwierigkeiten gefaßt. Aber es zeigte sich, daß ich ihn falsch eingeschätzt hatte.

»Aphaguen war vorhin bei mir und hat mir die Nachricht von Ihrem Sieg überbracht«, empfing er mich. »Aber wenn Sie jetzt erwarten, daß ich Ihnen gratuliere, so muß ich Sie enttäuschen. Ich möchte erst einmal den Beweis dafür sehen, daß Sie der Verantwortung, die Ihre neue Position mit sich bringt, gewachsen sind. Verstehen wir uns, Mike?«

Ich lächelte. Arcald war einer der wenigen, die über meine

wahre Identität Bescheid wußten. Und allein die Tatsache, daß er darüber nie mit Aphaguen gesprochen hatte, zeigte, daß er zumindest neutral war.

»Ich werde mich bemühen, Sie von mir zu überzeugen, Tim«, sagte ich.

Er betrachtete mich abschätzend. »Sind Sie nur gekommen, um mir einen Höflichkeitsbesuch abzustatten?«

Ich erklärte ihm, was ich von ihm wollte.

»Es geht um den Wegoya. Lovely hat ihm freies Geleit zugesichert, und ich kann und will nicht gegen seinen Willen handeln. Andererseits möchte ich Coq auch nicht ohne weiteres gehen lassen. Ich möchte zumindest herausfinden, wohin er fliegt, um notfalls auf ihn zurückgreifen zu können. Wäre es möglich, Coqs Space-Jet mit vier oder fünf Ihrer Leute zu bemannen?«

Arcald nickte. »Ich stelle Ihnen die Leute gerne zur Verfügung. Aber ich kann mir nicht vorstellen, was Sie sich davon erhoffen. Wenn Coq sich mit der Space-Jet an sein Ziel bringen läßt, dann würde eine normale Mannschaft genügen. Die Raumfahrer wären nach ihrer Rückkehr in der Lage, Ihnen alle Daten zu geben und Coqs Aufenthaltsort zu nennen. Ist der Wegoya aber auf Geheimhaltung seines Ziels bedacht, können von mir eingesetzte Agenten auch nicht mehr ausrichten. Wenn Sie meine Meinung hören wollen, Mike, Payo Coq'Inoi scheint mir in der Lage zu sein, seine Pläne durchzusetzen. Mir ist dieses Wesen unheimlich, obwohl ich nicht einmal sagen könnte, worauf dieses Gefühl zurückzuführen ist.«

»Ich nehme an, daß Coq übernatürliche Fähigkeiten besitzt«, erklärte ich. »Vielleicht ist er sogar in der Lage, das Gedächtnis der gesamten Schiffsbesatzung zu löschen, so daß sie uns nichts über das Ziel des Fluges berichten könnte. Aber

das macht nichts. Ich möchte nur, daß das geschieht, was Coq von mir erwartet. Er soll sogar merken, daß ich Agenten auf ihn ansetze, das lenkt ihn von anderen Dingen ab. Kann ich mit Ihrer Unterstützung rechnen, Tim?«

»In Ordnung, Mike.« Er räusperte sich. Dann fragte er: »Was sind Ihre nächsten Maßnahmen, die Organisation betreffend?«

»Wer will das wissen, Sie oder die Beiräte?« fragte ich zurück. Als er nicht antwortete, fuhr ich fort: »Sagen Sie den Beiräten, daß sie beruhigt sein können. Ich habe nicht vor, in der Administration einschneidende Umbesetzungen vorzunehmen. Im Augenblick habe ich nur ein Ziel, nämlich den Fünf-Jahresplan zu verwirklichen.«

»Darin werde ich Sie unterstützen«, sagte Arcald lächelnd. Als ich in meinem Büro in der Neustadt eintraf, erwarteten mich bereits Anfir Cryjonon und Jank Grimson.

Anfir Cryjonon war einer der gerissensten Freifahrer, die mir je untergekommen waren. Ich kannte ihn schon seit etlichen Jahren und hatte mit ihm bereits zusammen gearbeitet, noch bevor ich selbst zu den Freifahrern gehörte. Er war einer der Eingeweihten, die wußten, wer Roi Danton wirklich war.

Im Gegensatz zu Cryjonon war Jank Grimson ein Neuling, einer von jenen fünfhundert frischgebackenen Raumschiffskapitänen, die ich während meiner zweimonatigen Reise angeheuert hatte. Ich hatte auf der FRANCIS DRAKE mit ihm Freundschaft geschlossen, weil mir seine Respektlosigkeit vor wohlklingenden Namen und sein Draufgängertum gefielen. Abgesehen davon war er der Beste des Jahrganges *ji* der Marsianischen Raumakademie. Schon bei unserem ersten Zusammentreffen hatte ich erkannt, daß der große, sehnige Afroterrane ein Mann vom Schlag Cryjonons war. Es geschah also nicht zufällig, daß ich die beiden Männer zusam-

menbrachte.

Nach einer kurzen aber herzlichen Begrüßung führte ich sie in mein Arbeitszimmer und ließ sie mir gegenüber am kombinierten Kontroll- und Schreibtisch Platz nehmen.

Ich nahm Cryjonons Glückwunsch zu meinem Sieg über die Beiräte entgegen und kam anschließend sofort auf den Grund dieser Zusammenkunft zu sprechen.

»Kann man auf der HORNBLOWER einige Tage ohne Sie auskommen, Anfir?« erkundigte ich mich.

»Es ließe sich machen«, antwortete Cryjonon. »Ich sollte morgen zwar nach Ackstrakta fliegen, um eine Ladung Pelze abzuholen, aber ich kann das Kommando ebenso Percida überlassen. Worum geht es?«

»Es handelt sich um die Verfolgung Payo Coq'Inois«, erklärte ich ihm. Ich blickte Grimson an und lächelte ihm zu. »Ich habe gute Nachricht für Sie, Jank. Sie bekommen ein Kommando, wie versprochen. Das Schiff heißt LAOKOON, durchmißt zweihundert Meter und ist mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgerüstet. Sehen Sie es sich an, ob es Ihnen gefällt. Ich gebe Ihnen die Möglichkeit, einen Probeflug zu unternehmen. Wenn Ihnen die LAOKOON wider Erwarten nicht zusagen sollte, brauchen Sie es mir nach Ihrer Rückkehr nur zu sagen.«

»Danke, Roi«, sagte Grimsoij und grinste breit. »Das Angebot eines Probefluges ist fair, aber ich denke gar nicht daran, davon Gebrauch zu machen. Ich habe zwei Jahre auf eine Chance wie diese gewartet und werde sie mir nicht entgehen lassen. Die Bedingungen, die Ihre Organisation an die Handelskapitäne stellt, sind mir bekannt. Ich bekomme ein Schiff mit Mannschaft und ausreichendes Anfangskapital und liefe die Hälfte aller erzielten Nettogewinne an die Organisation ab. Damit erkläre ich mich einverstanden. Wo ist der

Vertrag, Roi? Ich will ihn unterschreiben.«

Ich winkte ab. »Obereilen Sie nichts, Tank. Mir liegt sehr viel daran, daß Sie mit der LAOKOON zuerst zu einem Probeflug starten. Erstens gibt Ihnen das Gelegenheit, sich mit dem Schiff vertraut und mit der Mannschaft bekannt zu machen. Zweitens wird Anfir Cryjonon Sie begleiten; die LAOKOON besitzt nämlich zwei Einrichtungen, deren richtige Bedienung Sie von einem Fachmann erklärt bekommen müssen. Drittens möchte ich, daß Sie den Probeflug dazu benützen, mir einen kleinen Gefallen zu erweisen. Es handelt sich um eine leichte und wahrscheinlich auch gefahrlose Aufgabe. Die LAOKOON soll die Verfolgung einer Space-Jet durch den Linearraum aufnehmen.«

Grimson starnte mich verblüfft an. Es dauerte eine ganze Weile, bis er sich gefaßt 'hatte. »Dann stimmt das Gerücht, daß die Freifahrer den Halbraumspürer besitzen?« sagte er staunend.

»Es stimmt«, bestätigte ich. »Ebenso ist es richtig, daß wir das Geheimnis der Transformkanone kennen. Aber wir sind noch nicht soweit, alle Schiffe damit auszurüsten. Jedenfalls werden Sie verstehen, daß ich Ihnen einen erfahrenen Raumfahrer wie Cryjonon mitgebe.«

Grimson nickte eifrig, seine Augen leuchteten wie Diamanten aus dem ebenholzs Schwarzen Gesicht. »Ich akzeptiere es.« Er wandte sich Cryjonon zu. »Wir werden uns schon verstehen, Anfir, nicht war?«

Der hünenhafte Freifahrer zeigte ein kameradschaftliches Lächeln und nickte. Dann wandte er sich an mich.

»Was hast du mit Payo Coq'Inoi vor, Roi?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts. Lovely wünscht, daß wir ihn ziehen lassen. Ich möchte lediglich wissen, auf welcher Welt er sich niederläßt. Wenn ihr seinen Aufenthaltsort her-

ausgefunden habt, kommt ihr nach Olymp zurück. Das ist alles. Vielleicht stoßt ihr nebenbei auf Einzelheiten, die für mich interessant sind. Dafür bin ich dankbar. Aber ich möchte nicht, daß du irgend etwas auf eigene Faust unternimmst, Anfir.«

»Ich habe verstanden. Keine Extratouren.«

Ich war zufrieden. »Das wäre dann alles. Seht nun zu, daß ihr vor Coq startet, sonst schöpft er noch Verdacht.«

Grimson erhob sich. Cryjonon blieb sitzen und sagte:

»Hast du noch eine Minute für mich Zeit, Roi?«

Ich schüttelte entschieden den Kopf. »Ihr müßt euch beeilen, wenn ihr Coq zuvorkommen wollt.«

Cryjonon warf mir noch einen eindringlichen Blick zu, dann stand er mit einem Seufzen auf und verließ zusammen mit Grimson mein Arbeitszimmer. Ich wußte, warum mich Cryjonon sprechen wollte; er hatte Bedenken, weil ich Grimson, obwohl er ein Neuling war, ein Schiff überließ, das mit der Transformkanone und dem Halbraumspürer ausgerüstet war.

Ich lächelte still vor mich hin.

Bald darauf erhielt ich die Meldung, daß die Space-Jet mit Payo Coq'Inoi an Bord gestartet war. Eine halbe Stunde später meldete Anfir Cryjonon über Hyperfunk, daß die LAO-KOON die Verfolgung der Space-Jet durch den Linearraum aufnahm.

Ich verlor keine Zeit mehr und setzte mich über Interkom mit der psychotherapeutischen Station des neuerbauten Hospitals von Trade City in Verbindung. Ich verlangte nach Dr. Jeeper Asgrin und bekam den Parapsychophysiologen Sekunden später an den Apparat.

Ich trug ihm auf: »Doktor, ^begeben Sie sich sofort zu Lovely Boscyks Quarantänestation. Verzichten Sie bitte auf eine zu umfangreiche Ausrüstung und auch auf die Begleitung

eines Medo-Roboters. Es wäre der Sache nicht dienlich, wenn wir allzu großes Aufsehen erregten. Ich erwarte Sie in der Transmitterhalle der Quarantänestation.«

7.

»Warum kommen Sie so spät, Doktor!« fuhr ich den Parapsychophysiologen an, als er eine Viertelstunde nach mir im Empfangstransmitter der Quarantänestation materialisierte.

Ich hatte hier auf ihn gewartet, obwohl mir klar war, daß Lovely die Zeit nutzen konnte, um sich auf unser Kommen vorzubereiten. Das paßte mir nicht, war aber nicht mehr zu ändern. Ich wußte nicht einmal, welche Anlagen in der Quarantänestation installiert worden waren, denn alle jene Männer, die an ihrem Bau maßgeblich beteiligt gewesen waren, befanden sich an Bord der MIGHTY QUEEN. Und dieses Schiff war vor einem Monat von Olymp gestartet. Lovely hatte es verstanden, für Geheimhaltung zu sorgen.

Durch Dr. Asgrins verspätetes Eintreffen hatte Lovely Zeit genug gehabt, die Sicherheitseinrichtungen zu aktivieren, um uns einen gebührenden Empfang zu bereiten. Und ich konnte nicht einmal das Überraschungsmoment für mich nützen.

»Ich habe noch Erkundigungen eingezogen, bevor ich Ihrer Aufforderung, hierher zu kommen, Folge leistete«, erklärte Dr. Asgrin und beobachtete mich dabei. »Ich habe einige Dinge gehört, die mir nicht gefallen. Ich möchte gleich vorwegnehmen, daß ich mich für niemandes Zwecke mißbrauchen lasse. Glauben Sie also nicht, daß ich Ihnen durch ein Gutachten dazu verhelfen werde, Lovely von seiner Position zu verdrängen.«

Ich wollte schon aufbrausen, entsann mich aber rechtzeitig, daß Dr. Asgrin nicht aus eigener Überzeugung so heftig reagierte, sondern wahrscheinlich von Aphaguen beeinflußt worden war.

»Bevor Sie den Gerüchten glauben, sollten Sie sich zuerst

davon überzeugen, was ich wirklich möchte«, entgegnete ich ruhig.

»Und das wäre?«

»Ich sorge mich um Lovely«, antwortete ich wahrheitsgetreu.

»Er stand ein halbes Jahr unter Payo Coq'Inois Einfluß, und obwohl er unter schweren Psychosen litt, weigerte er sich, sich von irgendeinem Arzt behandeln zu lassen. Jetzt, da Coq nicht mehr hier ist, habe ich die Gelegenheit ergriffen, um das Versäumte nachzuholen. Ich möchte nur, daß Sie Lovely helfen, Doktor.«

Asgrin murmelte etwas Unverständliches, packte seine Instrumententasche fester und sagte: »Gehen wir zu ihm.«

Wir kamen ungehindert in den Kontaktraum, wo erst vor kurzem die Vollversammlung der Beiräte stattgefunden hatte. Es war der einzige Ort innerhalb der Quarantänestation, an dem man mit Lovely Verbindung aufnehmen konnte. Ein raffiniertes Kommunikationssystem machte es möglich, sich mit Lovely so zu unterhalten, als gäbe es keine Barriere, die ihn von den anderen trennte.

Aber Lovely war nicht anwesend, obwohl er von unserem Eintreffen unterrichtet sein mußte.

Ich ging zu der Rundrufanlage an der Seitenwand und sprach hinein:

»Lovely, hier spricht Roi. Ich möchte dich bitten, in den Kontaktraum zu kommen. Dr. Asgrin ist bei mir, er möchte einige Fragen an dich stellen.«

An Lovelys Stelle antwortete eine Robotstimme:

»Lovely Boscyk schläft. Er darf nicht geweckt werden.«

Ich lachte höhnisch. »Schläft er wirklich, oder versteckt er sich bloß vor uns. Wenn er nicht sofort im Kontaktraum erscheint, dann dringe ich in den isolierten Teil der Station ein

und werde ihn suchen.«

Im Lautsprecher gäbe es ein knackendes Geräusch, und dann ertönte Lovelys Stimme: »Scher dich zusammen mit dem Doktor zum Teufel, Roi. Ich möchte jetzt meine Ruhe haben!«

Das war ein ganz anderer Lovely als der, den ich bei der Vollversammlung gesehen hatte. War die Veränderung dem Umstand zuzuschreiben, daß Coq nicht mehr an seiner Seite war?

»Lovely, ich muß unbedingt mit dir sprechen«, sagte ich eindringlich. »Nachdem dich Coq verlassen hat, brauchst du jemanden, der dich betreut. Ich habe deshalb Dr. Asgrin mitgebracht. Laß dich von ihm untersuchen, es geschieht nur zu deinem Besten.<*

»Ich brauche keine Hilfe. Schert euch fort!«

»Gut, wie du willst. Dann kommen wir zu dir«, sagte ich.

»Nein, das werdet ihr nicht tun«, rief Lovely ärgerlich. »Bleibt mir vom Leibe! Du weißt, daß ich eine infektiöse Krankheit habe. Wenn ihr in die Isolierstation eindringt, ist das euer Tod.«

»Du hast selbst gesagt, daß dir nur die Alpträume zu schaffen machen«, erwiderte ich gelassen. »Die Infektionskrankheit nehme ich nicht ernst. Wenn du jetzt nicht kommst, Lovely, dann holen wir dich.«

Ich zog eine der beiden Perkussionspistolen, in die ein kleiner, aber leistungsstarker Desintegrator siganesischer Mikrotechnik eingebaut war, und zielte auf die Panzerglaswand, die uns von der Isolierstation trennte.

»Sie gehen zu weit, Roi!« mahnte Dr. Asgrin.

»Ich möchte Lovely helfen. Dazu ist mir jedes Mittel recht.«

Ich drückte den Desintegrator ab.

»Nicht, Roi!« ertönte Loveiys verzweifelter Ruf aus dem Lautsprecher. Im gleichen Moment traf der Desintegrator-

strahl die Panzerglasswand und brachte sie teilweise zur Auflösung.

Ich näherte mich langsam der Öffnung, darauf gefaßt, daß sich jeden Augenblick die Verteidigungsanlage einschalten würde.

»Keinen Schritt weiter, Roi!« warnte Lovely. »Bleibe, wo du bist. Ich komme.«

Dann trat Lovely Boscyk auf der gegenüberliegenden Seite des Kontaktraums aus einer Tür.

Er ging gebeugt, bemühte sich aber, den Kopf aufrecht zu halten. Das sackähnliche Gewand schlotterte um seinen magren Körper, seine farblose Haut wirkte so trocken und ausgedörrt wie die einer Mumie. Die Arme baumelten kraftlos an seinen Seiten, die dünnen, langen Finger der knochigen Hände zuckten.

Nur in seinen tiefliegenden Augen war ein Lebenszeichen zu entdecken - aus ihnen leuchtete der ungebrochene Lebenswille. Das erinnerte mich an das Interkom-Gespräch, das ich nach der Landung auf Olymp mit ihm geführt hatte. Auch da hatte ich das Glühen in seinen Augen festgestellt. Nicht viel später, bei der Vollversammlung, war es erloschen. Hatte es etwas zu bedeuten, daß jetzt, nachdem Coq ihn verlassen hatte, wieder das Feuer in seinen Augen war?

»Warum hast du das getan, Roi?« fragte Lovely und deutete mit einer müden Bewegung auf die geborstene Panzerglasswand.

»Ich bin gekommen, um dir zu helfen«, sagte ich.

Er schüttelte schwach den Kopf. »Du hättest mir - und den Freifahrern - mehr geholfen, wenn du mir mein Eremitensein gelassen hättest. Durch dein unbedachtes Eingreifen hast du meine Pläne zerstört.«

Ich kniff die Augen zusammen und versuchte, in seinem

Gesicht zu lesen. Aber es schien ausdruckslos, ohne Leben, bar jeglicher Gefühle.

»Ich konnte es einfach nicht zulassen, daß du in deiner Klause dahinvegetierst«, erwiderte ich. »Ich werde es auch unter keinen Umständen dulden, daß du dich in einer Art Selbstzerstörerischem Wahn aus dem Leben zurückziehest.«

»In der Isolierstation war ich unsterblich«, sagte er. »Hier hätte ich euch alle überdauert. Aber es ist noch nicht zu spät. Wenn du jetzt, ohne weitere Fragen zu stellen, gehst, Roi, dann könnten die Arbeitsroboter wieder die Panzerglaswand errichten.«

Ich wandte mich dem Parapsychophysiologen an meiner Seite zu.

»Was meinen Sie, Dr. Asgrin?« fragte ich ihn.

»Ich bin nicht in der Lage, schon jetzt eine Diagnose zu stellen«, sagte er ausweichend. Mit fester Stimme fügte er hinzu: »Aber ich bin ganz entscheiden der Meinung, daß man Kaiser Lovely Boscyk hier nicht allein lassen sollte.«

»Du hast es gehört, Lovely«, sagte ich. »Nimmst du nun endlich Vernunft an und kommst freiwillig mit uns, oder müssen wir dich holen?«

Er streckte abwehrend die Hände von sich.

»Bleibt, wo ihr seid!« rief er aufgebracht. »Dieser ganze Teil der Isolierstation steht unter Energie. Ihr würdet auf der Stelle getötet werden.«

»Das läßt du nicht zu, Lovely«, sagte ich überzeugt und näherte mich langsam der Öffnung in der Panzerglaswand.

»Zurück, Roi!« schrie Lovely. »Du zerstörst mein ganzes Lebenswerk. Oder du begehst Selbstmord!«

Ich verstand, was er meinte. Entweder würde ich in dem unter Energie stehenden Raum umkommen, oder aber die Sicherheitsautomatik würde die Energiezufuhr unterbinden,

und Lovely wäre uns ausgeliefert. Aber ich verstand nur nicht, warum dadurch sein Lebenswerk zerstört werden sollte.

»Du wirst es nicht zulassen, daß ich getötet werde«, suggerierte ich ihm ein, während ich mich weiterhin der Panzerglaswand näherte.

Er wich entsetzt vor mir zurück.

Da ich mit freiem Auge keinerlei energetische Tätigkeit in Lovelys Aufenthaltsraum feststellen konnte, holte ich meine Lorgnette hervor, in die ein Infrasucher eingebaut war.

Als ich die Lorgnette an die Augen hielt, erstrahlte der Raum hinter der Panzerglaswand in einem gespenstischen, kalten Licht. Der Raum war über seine ganze Länge und Breite von einem dichten energetischen Gitterwerk durchzogen. Da aber heiß strahlende Quellen im Infrarotbereich tiefrot leuchteten, das energetische Gitterwerk jedoch eine bläuliche Färbung hatte, wußte ich, daß es sich um keine thermische Strahlung handelte.

Das wäre im Grunde genommen nicht von Bedeutung gewesen, denn auch nicht-thermische Strahlung konnte absolut tödlich sein. Aber dann blickte ich durch die Lorgnette Lovely Boscyk an - und ich zuckte überrascht zusammen.

Ich sah kein wirres Farbmuster, wie es ein Mensch im Infrarotbereich abgab, sondern eine gleichmäßig bläulich schimmernde Silhouette. Obwohl mich diese Erkenntnis wie ein Schlag traf, bemühte ich mich, die Fassung nicht zu verlieren.

Jetzt war mir bis auf die Details alles klar.

Ich senkte die Lorgnette und sagte: »Wenn ich jetzt die Isoliersation betrete, Lovely, dann werden mich die positronischen Anlagen als Mensch identifizieren. Nach den Robotgesetzen können sie nicht zulassen, daß mir etwas zustößt und werden die Energiezufuhr ausschalten.«

»Tu es nicht, Roi!« rief Lovely in höchster Erregung. Ich

hörte seine Stimme und mußte mir sagen, daß es nicht Lovely war, der zu mir sprach. Die Täuschung war perfekt. Aber jetzt wußte ich Bescheid und fiel nicht mehr darauf herein.

»Bleiben Sie stehen, Roi!« verlangte Dr. Asgrin hinter mir.
»Sehen Sie nicht, daß Sie durch Ihr unbedachtes Tun Lovely Boscyk in eine schwere Krise gestürzt haben!«

Ich ließ mich nicht beirren - und betrat durch die Öffnung in der Panzerglaswand die Isolierstation.

Die Positronik schaltete augenblicklich. Ohne mich mit einem Blick durch den Infrasucher meiner Lorgnette davon überzeugen zu müssen, wußte ich, daß das energetische Gitterwerk erloschen war. Ich hatte dafür einen eindeutigen Beweis : Lovely Boscyk löste sich von einem Augenblick zum anderen in Nichts auf.

Nur seine Stimme war noch zu hören. Sie klang niedergeschlagen.

»Das hättest du nicht tun dürfen, Roi.«

Dr. Asgrin kam zu mir.

»Was hat das alles zu bedeuten?« fragte er fassungslos.

»Wo ist Kaiser Boscyk?«

»Wahrscheinlich schon lange weit fort von Olymp«, antwortete ich. »Was wir eben gesehen haben, war nichts weiter als eine Projektion. Was wir gehört haben, war nicht Lovelys Stimme, sondern eine perfekte Imitation seiner Stimme durch die positronischen Anlagen. Lovely hat uns alle getäuscht. Während wir glaubten, er halte sich auf Olymp auf, flog er bereits an Bord der MIGHTY QUEEN einem unbekannten Ziel entgegen.«

»Aber warum?« wollte Dr. Asgrin wissen.

»Er jagt seinen Alpträumen nach«, murmelte ich. »Er wußte, daß ich ihn niemals allein gehen lassen würde, deshalb hat

er dieses Täuschungsmanöver inszeniert.« Ich wandte mich an den Parapsychophysiologen. »Sie dürfen niemandem die Wahrheit sagen, Doktor. Die Freifahrer sollen in dem Glauben bleiben, daß ihr Kaiser noch unter ihnen weilt. Ich werde den Schaden reparieren lassen und Lovely wieder zu seinem Scheinleben erwecken.«

Während ich das sagte, war ich in Gedanken schon weiter, beschäftigte mich mit den Geschehnissen der Vergangenheit und dachte über deren Auswirkungen auf die Zukunft nach.

Ich dachte an Payo Coq'Inoi und verfluchte den Tag, an dem er nach Olymp gekommen war. Denn eines stand für mich fest: Der Wegoya war nicht unschuldig an Lovely Boscyks Schicksal.

Vergangenheit und Gegenwart:

»KAISER« LOVELY BOSCYK

I.

Ein modernes Märchen:

Korkeion war ein weiser Herrscher.

Er regierte die Höhenwelt, die auch »Reich der freien Seelen« genannt wurde, mit starker Hand, aber auch mit dem Herzen. Er wußte für seine Untertanen immer Rat, die mit ihren Sorgen und Nöten zu ihm kamen, obwohl sie eigentlich keine Sorgen und Nöte kennen durften. Denn die Höhenwelt war ein Paradies.

Die Menschen dort konnten sich alle Wünsche erfüllen; sie litten nicht Hunger, nicht Durst, noch mangelte es ihnen an Annehmlichkeiten und Luxus. Was sie sich auch wünschten, sie bekamen es. Aber gerade hier lag ein kleines Problem. Denn wie überall, gab es auch in der Höhenwelt solche und solche. Die einen waren mit überschäumender Phantasie gesegnet und gelangten dadurch zu einem reicherem und aus gefüllteren Leben als jene, die nur eine begrenzte Vorstellungskraft besaßen. Als zweites Problem gesellte sich die Unzufriedenheit der Kreatur hinzu, die sich nie mit dem begnügt, was sie hat - der Mensch will immer mehr, er will das Unerreichbare. Darum ist es auch in einem Land mit unbegrenzten Möglichkeiten für einen Herrscher nicht leicht, sich zu bewähren.

Es bedurfte schon eines Mannes mit der Weisheit Korkeions.

Eines Tages suchten ihn zwei Tagträumer auf und erklärten

ihm ihr Problem. Sie erzählten beide die gleiche Geschichte und gebrauchten sogar dieselben Worte:

»Ich habe viele Tage hindurch still dagesessen und darüber nachgedacht, was mir wohl noch Freude bereiten, was mich ausfüllen könne - und wenn es nur für einen kostbaren Augenblick wäre. Korkeion muß wissen, daß ich ein Mann mit unermeßlichem Gedankengut bin, der sich jeden Tag seines Lebens mit phantasievollen Schöpfungen verschönt. Ich habe mir alles gegeben, was mein Herz begehrte, ich habe ein Spektrum schöner Dinge ausgekostet, wie es anderen Menschen nur in mehreren Leben gegönnt ist. Ich bin nicht leicht zufriedenzustellen, deshalb muß ich lange und schwere geistige Arbeit verrichten, bevor ich in meiner Fülle von Ideen eine finde, an der ich Gefallen habe. Nach einigen Tagen und Nächten des geistigen Brütens erschien mir endlich die Vision einer stillen, abgelegenen Insel. Ich spürte sofort, daß ich auf etwas gestoßen war, das sich vorher noch nie einem menschlichen Geiste offenbart hat. Eine Insel, naturbelassen, ohne magischen Zauber, aber mit einer Reinheit und Ursprünglichkeit wie am ersten Schöpfungstag. Ich war wie berauscht von dem Gedanken, der einzige Mensch zu sein, der ein solches Kleinod für sich alleine besaß. Ich ließ dieses Stück unberührter Natur in der Mitte unseres Ozeans entstehen, weitab von allen wunschbesessenen Menschen. Als ich sie jedoch betrat, kam mir jener Mann hier entgegen und behauptete, daß die Insel sein ureigenstes geistiges Eigentum sei. Dabei ist es gerade umgekehrt.«

Nach kurzem Nachdenken sagte Korkeion: »Hier Recht zu sprechen, das wird nicht leicht sein, denn jeder von euch behauptet, daß diese einmalige Insel ihm gehöre. Es steht Wort gegen Wort. Da keiner den Beweis erbringen kann, daß es seine Insel ist, treffe ich folgende Entscheidung: Jeder von

euch soll eine Insel bekommen, die sich in nichts von der anderen unterscheidet. Freilich, keiner von euch wird sich rühmen können, etwas Einmaliges zu besitzen.«

Der erste Tagträumer sagte: »Ich füge mich, wenn auch widerstrebend, dieser Entscheidung.«

Der zweite Tagträumer sagte: »Ich verzichte eher auf meinen Anspruch, als daß ich mich mit einem Duplikat dieser einzigartigen Insel begnüge.«

Da wußte Korkeion, daß der zweite Tagträumer der rechtmäßige Ees'tzer der Insel war und sprach sie ihm zu. Den anderen verbannte er jedoch in die Tiefe des Alls.

Korkeion hatte drei Söhne.

Der Jüngste hieß Aquill und war den Schönen Künsten zugetan. Er zauberte Töne aus den nichtigsten Dingen, die Verzückung bescherten, konnte den Himmel in Farben malen, die alle Mädchenherzen höher schlagen ließen, und schrieb Verse, die den Müttern Tränen in die Augen trieben. Aber alles, was er konnte, wurde von anderen ebensogut und besser beherrscht.

Der Zweitälteste hieß Calluq und war der geborene Kämpfer. In der ganzen Höhenwelt gab es nicht viele Männer, die ihn besiegen konnten. Er hätte zufrieden sein können, aber weil es einige gab, die den Kampfsport besser beherrschten als er, war er es nicht. Er wünschte eich Dämonen und Ungeheuer herbei, um seine Stärke an ihnen zu beweisen.

Korkeions ältester Sohn schließlich hieß Giryolkenzy und war von einem unstillbaren Forscherdrang besetzt. Er nannte seine Mitmenschen »Müßiggänger des Pseudo-Realismus« und hielt nichts von einer phantasievollen Lebensgestaltung, sondern strebte nach Wissen. Er war nicht daran interessiert, sich das Leben durch Wunscherfüllung schön zu gestalten, sondern wollte den Dingen auf den Grund gehen. Bevor er

einen Baum mit Früchten, in die er herhaft hineinbeißen konnte, entstehen ließ, fragte er sich, wie es möglich war, diesen Baum aus dem Nichts zu erschaffen. Seine Manie ging so weit, daß er sogar andere mit seinem Forscherdrang ansteckte, sie ihrer blühenden Phantasie beraubte und zu erbärmlich nüchternen Denkern machte, bis sie schließlich nicht mehr in der Lage waren, schöpferisch zu wirken.

Korkeion war über das Tun seines Ältesten verstimmt und ermahnte ihn, sein zerstörerisches Wirken einzustellen und die Höhenwelt nicht zu gefährden. Doch Giryolkenzy hörte nicht auf ihn. Er versicherte sich der Gunst seiner beiden Brüder und machte sich mit größerem Eifer als je zuvor daran, die Geheimnisse seiner Welt zu ergründen.

Kcikelon sah diesem Treiben lange zu, denn er wollte sich selbst nicht eingestehen, daß seine Söhne mißraten waren. Aber eines Tages blieb ihm keine andere Wahl, als Aquill, Calluq und Giryolkenzy zu sich zu rufen.

Er sagte zu seinem Ältesten:

»Warum begnügst du dich nicht damit, zuerst dein eigenes Ich zu erforschen, statt dich an die Geheimnisse der Welt heranzuwagen. Wäre es nicht auch faszinierend, zu ergründen, warum ein Mann sich ausgerechnet ein Meer aus gelben Blumen erschafft, um sich darin zur ewigen Ruhe zu begeben? Warum träumt ein anderer jede Nacht von Kindern ohne Mütter, die ihn am nächsten Tag fürsorglich betreuen und die dann am Abend wieder verwelken? Wie kommt es, daß ein gerechter Herrscher drei Söhne in die Welt setzt, die sogar nichts von ihm haben und so gar nicht nach seinen Wünschen geraten sind? Diese Geheimnisse, Giryolkenzy, sind es wert, ergründet zu werden. Aber ich sehe, dich interessiert nicht die erforschenswerte Seite der Realität, du möchtest im Unrat wühlen, möchtest das ganze Register der Abartigkeit

durchstöbern. Gut, du sollst deinen Willen haben. Ich werde deine Wünsche berücksichtigen und dir ein Rätsel aufgeben, das nach deinem Geschmack sein dürfte. Ich werde dich einkerkern und mitsamt deinem Gefängnis in die Tiefe verbannt. Wenn es dir gelingt, das Geheimnis deines Kerkers zu lösen und dich daraus zu befreien, dann will ich dich gerne wieder als meinen Sohn aufnehmen. Ich bin mir sicher, daß du als geläutert zurückkommst - wenn überhaupt.«

Und er sprach zu seinem Zweitältesten:

»Calluq, du willst kämpfen. Aber warum mußtest du auf Abwege geraten? Statt dich in den sportlichen Disziplinen mit deinesgleichen zu messen, hast du den Kampf mit Ungeheuern und Dämonen gesucht. Das nenne ich Feigheit, aber ich ließe sie noch gelten. Doch daß du dich deinem älteren Bruder angeschlossen hast, das mache ich dir zum Vorwurf. Und so schicke ich dich mit ihm in die Tiefe, auf daß du sein Gefängnis bewachst. Sei gewiß, daß du in der Verbannung viel schlimmeren Scheusalen begegnen wirst, als du sie jemals erschaffen könntest.«

Abschließend wandte er sich an seinen Jüngsten.

»Von dir hätte ich am ehesten geglaubt, daß du vom rechten Pfad nicht abweichst. Du hattest einen Sinn für die wahren Dinge des Lebens. Doch warst auch du schwach, weil du dem Einfluß deiner Brüder unterlagst. Es stört dich, daß andere bessere Verse, schönere Farbengebilde und wohlklingendere Töne hervorbringen. Nun, Aquill, dann will ich dich mit Calluq und Giryolkenzy in die Tiefe schicken, wo es keinen gibt, der dich übertrumpfen könnte. Du wirst so lange Gelegenheit finden, in der Düsternis der Tiefe deine betörenden Lieder zu singen und deine vortrefflichen Bilder zu malen, bis dein Bruder Giryolkenzy das Rätsel seines Kerkers gelöst hat.«

Und Korkeion stieß seine drei mißratenen Söhne zusammen mit der großen Schar all jener, die sich von Giryolkenzy halten verblassen lassen, in die Tiefe, wo sie sich mit dem betrügerischen Tagträumer trafen.

Dort sind sie noch heute - und warten seit Äonen auf den Tag ihrer Befreiung ...

2.

Es war gegen Ende Januar 2433, als Lovely Boscyk Michael Rhodan in seinen Wohnsitz am südlichen Stadtrand von Trade City bestellte und ihm von seinen Träumen erzählte. Lovely lebte seit dem Tode seiner Frau Dora allein und verhältnismäßig zurückgezogen. Da sie nicht in der Lage gewesen war, ihm ein Kind zu schenken, sah er in Michael so etwas wie einen Sohn. Er hatte keineswegs vor, mit Perry Rhodan zu konkurrieren, im Gegenteil, er konnte sich in die Lage dessen versetzen, dem der einzige Sohn davongelaufen war. Aber er verstand auch Michaels Beweggründe, die ihn zu dieser Handlungsweise getrieben hatten. Deshalb versuchte Lovely, Michael ein väterlicher Freund, Kamerad und so etwas wie ein Beichtvater zu sein.

Sie kamen vorzüglich miteinander aus.

Es lag auf der Hand, daß Lovely sich zuerst an Michael wandte, um ihm von seinen Träumen zu erzählen.

»Ich habe jede Nacht das gleiche Traumerlebnis«, klagte Lovely. Unter seinen Augen lagen dunkle Schatten, die davon zeugten, wie wenig Ruhe er fand. »Jeder Traum unterscheidet sich von dem vorangegangenen in verschiedenen Details, aber der Inhalt bleibt immer derselbe.«

Michael schien Lovelys Besorgnis nicht zu teilen.

»Hast du dich schon an Dr. Asgrin um Rat gewandt?« sagte er. »Ich bin überzeugt, daß er dir helfen kann. Wahrscheinlich bist du nur zu überarbeitet, Lovely. Die letzten zweieinhalb Jahre haben an deinen Nerven gelehrt. Du solltest dir zwei oder drei Monate Urlaub gönnen. Ziehe dich auf irgend eine Oase in der Galaxis zurück und spanne einmal ordentlich aus. Wir werden hier auf Olymp schon zureckkommen.«

»Du verstehst nicht, Mike«, sagte Lovely verzweifelt. »Mir geht es nicht um Olymp oder die Organisation, denn ich weiß, daß du deinen Mann stellst und mich vertreten kannst. Darauf möchte ich ohnehin noch zu sprechen kommen. Ich sorge mich wegen der Träume. Sie kommen jede Nacht so pünktlich, als drücke jemand einen Knopf. Und sie laufen so präzise, so realistisch ab, als richte jemand einen Hypnosuggestivprojektor auf mich.«

Michael spannte sich an. Er trug sein Roi-Danton-Kostüm, zu dem sein ernstes Gesicht nicht passen wollte.

»Das meinst du also!« entfuhr es ihm. »Es kann schon sein, daß du recht hast und jemand dir auf diese Weise zusetzen möchte. Wenngleich ich mir nicht vorstellen kann, wer es sein könnte. Einer aus der großen Hoorn- oder Boscykfamilie, der sich an dir rächen möchte, weil du vor über dreißig Jahren den Clan verlassen hast? Ein Agent, der sich auf Olymp eingeschlichen hat und dich im Auftrag der Springer ausschalten möchte? Egal - am besten wird es sein, ich verständige Timmon Arcald. Wenn es sich um Hypnosuggestion, hervorgerufen durch einen Projektor handelt, dann wird ihn Arcald aufstöbern.«

Lovely schüttelte den Kopf. »An eine so einfache Lösung glaube ich nicht. Ein Gefühl sagt mir, daß etwas ganz anderes dahintersteckt.«

Michael wurde ungehalten. »Seit wann gibst du so viel auf Gefühle? Du weißt, wie trügerisch sie sein können. Jedenfalls ist die Analyse eines Traumes keine reine Gefühlssache.«

Lovely bereute es beinahe, Michael von seinem Problem erzählt zu haben. Michael nahm ihn nicht ganz ernst, erkannte vor allem nicht, daß er, Lovely, sich wirklich sorgte.

Er seufzte. Es war nicht anders zu erwarten gewesen. Wie konnte sich ein Außenstehender, der keine Ahnung von der

Intensität der Träume hatte, ein Urteil bilden? Nur wer die Traumgestalten leben und leiden sah, wer ihre flehenden Bit-ten nach Erlösung hörte, der konnte mit ihnen fühlen, der konnte ahnen, daß sie nicht Auswüchse einer übersteigerten Phantasie waren, sondern in sehr engem Verhältnis zu der Realität standen.

Die Träume verrieten Lovely, daß alle diese düsteren Ge-stalten tatsächlich irgendwo und irgendwann lebten oder ge-lebt hatten. Aber wie sollte er das einem anderen gegenüber plausibel machen?

»Erzähle mir einen deiner Träume, Lovely, vielleicht ent-lastet dich das«, sagte Michael in einem Ton, wie er zu einem kleinen Jungen gesprochen hätte, der über Alpträume klagte.

Lovely schüttelte wehmütig lächelnd den Kopf. »Ist schon gut, Mike. Nimm die Sache nicht so tragisch, ich werde selbst versuchen, sie zu vergessen.«

»Aber nimm die Alpträume nicht auf die leichte Schulter«, riet Michael, sichtlich erleichtert, diese für ihn läppische An-gelegenheit abgeschlossen zu wissen.

Sie kamen auf andere, vordringlichere Probleme zu spre-chen. Auf drei unbewohnten Planeten waren geheime Werf-ten gebaut worden ... Zwei erst vor einem halben Jahr ein-gestellte Schiffskapitäne waren aus der Organisation ausge-stoßen worden, weil man dahintergekommen war, daß sie für das Solare Imperium spionierten ... In diesem Monat war der Ausfall von Handelsschiffen besonders hoch; zehn Trans-portraumer waren verlorengegangen, drei im Gebiet der Blues, zwei waren im Zentrum der Galaxis verschollen, die restlichen fünf gingen auf das Konto der Springer ... Michael forderte strengere Prüfungen für die Einstellung von Freifah-rern, verlangte bessere Bewaffnung der Schiffe; im selben Atemzug bestand er jedoch auf schärfere Kontrollen bei der

Verteilung der Transformkanonen. Vorerst durften nur jene Kapitäne diese Waffe erhalten, an deren Loyalität es nicht den geringsten Zweifel gab.

Dasselbe sollte für den Halbraumspürer gelten, der Anfang des nächsten Monats von Geoffry Waringer in Serienproduktion hergestellt wurde ...

Lovely hörte kaum hin und sicherte Michael in allen diesen Belangen absolute Handlungsfreiheit zu.

Zum Abschied sagte Lovely ernst: »Mike, wenn ich eines Tages aus irgendeinem Grund die Führung der Organisation aus der Hand gebe, dann möchte ich, daß du mein Nachfolger wirst.«

Michael lächelte belustigt. »Du stehst mitten im Leben, und bei deiner Konstitution wirst du uns alle überdauern. Und was die Alpträume betrifft, so bitte ich dich, es mir zu sagen, wenn sie wiederkommen. Wir werden dann Dr. Asgrin hinzuziehen.«

»Vergiß sie, Mike, ich werde es ebenfalls tun.«

Aber daran war nicht zu denken.

Wie in den zehn vorangegangenen Nächten, kam der Traum auch in dieser.

Lovely sah die verschiedengestaltigen Wesen, wie sie ihren Beschäftigungen nachgingen, sich amüsierten, wie sie lachten und weinten - und wie sie tief in ihren Seelen litten, weil der *Eingeschlossene* sie tyrannisierte ... Und dann erschien das erste Viertel von Vier-Viertel-Calluq und tötete auf bestialische Art und Weise einen Akonen, der geglaubt hatte, die »Welt der gefangenen Seelen« entweihen zu können.

Lovely Boscyk erwachte schweißgebadet, er war verwirrt und erschüttert. Es war nicht so sehr das Schicksal des Akonen in seinem Traum, das ihm so zusetzte, sondern das Leid der fremdartigen Wesen von der Welt der gefangenen Seelen.

Er konnte diese Nacht kein Auge mehr zubekommen und erwartete, unausgeschlafen und gedankenverloren, den neuen Tag, für den Burian Boscyk seinen Besuch angesagt hatte.

Burian Boscyk hatte insgesamt siebzehn Schiffe unter seiner Aufsicht, auf denen Mitglieder seiner engeren Verwandschaft das Kommando führten.

Burian war noch vor drei Jahren das Oberhaupt der Boscyks auf Hoorns Paradies gewesen und hatte Lovely aus tiefstem Herzen gehaßt. In seinen Augen war Lovely ein Verräter gewesen, weil er vor dreißig Jahren den Familienschatz gestohlen und damit die Freifahrerorganisation gegründet hatte. Lieber wäre Burian damals im Psycho-Sturm von Hoorns Paradies umgekommen, als Lovelys Angebot, sich den Freifahrern anzuschließen, anzunehmen. Aber das Schicksal hatte es so gewollt, daß die 50.000 Menschen von Hoorns Paradies schließlich doch noch auf Olymp landeten.

Diese Schicksalsfügung brauchte Burian nicht zu bereuen. Er war heute, nach knapp zweieinhalb Jahren, mehrfacher Millionär, seine SILO BOSCYK I war eines der stolzesten Freifahrerschiffe. Und Lovely Boscyk? Burian fand, daß er besser war als sein Ruf. Er nannte ihn »Onkel Boscyk«, was sein Verwandtschaftsverhältnis eindeutig widerspiegelte, und hatte darüber hinaus in ihm einen guten Freund gefunden.

An diesem Januartag suchte Burian »Onkel Lovely« allerdings nicht als Freund, sondern als Geschäftsmann auf. Burian erkannte jedoch sofort, daß er sich einen denkbar ungünstigen Zeitpunkt für eine geschäftliche Besprechung ausgesucht hatte, denn Lovely wirkte zerstreut und zeigte sich schlechter Laune.

Aber da Burian nun schon einmal hier war, wollte er zumindest sein Anliegen vorbringen.

»Olymp ist eine fruchtbare Welt, und ich habe mir ge-

dacht, daß es eigentlich schade ist, dies nicht auszunützen. Ich weiß, die Freifahrer sind Händler, keine Bauern. Andererseits gibt es innerhalb des Hoorn- und Boscyk-Clans genügend Leute, die sich auf die Landwirtschaft verstehen. Wäre es nicht klüger, sie nicht in die Raumschiffe zu stecken, wo sie fehl am Platze sind, sondern sie besser dort einzusetzen, wo sie ihren Mann stellen? Damit träfen wir zwei Fliegen mit einer Klappe. Dann könnte sich Olymp selbst mit Grundnahrungsmitteln versorgen und darüber hinaus sogar noch exportieren.«

Zu Burians größter Überraschung stimmte Lovely zu. Er verlor nicht einmal viele Worte, sondern verlangte lediglich, daß er, Burian, entsprechende Vorschläge mache und sie dann dem Wirtschaftsexperten Truck Aphaguen vorlegte.

Damit war das Geschäftliche erledigt, und sie unterhielten sich über privatere Dinge. Dabei übernahm Lovely jedoch meistens die Rolle eines Zuhörers.

Burian störte sich nicht daran, er sprach dem ausgezeichneten Wein reichlich zu und genoß die exotischen Leckerbissen, die Lovely hatte auftischen lassen.

»Ich sage ja immer, man soll sich mit Fremdwesen nicht einlassen, von denen man nie gehört hat«, philosophierte Burian, ungeachtet des Umstands, daß Lovely mit den Gedanken weit fort zu sein schien. »Man hat nur Ärger mit ihnen. Selbst wenn sie gar keine bösen Absichten haben, so können sie allein dadurch Schaden anrichten, weil es ihnen nicht möglich ist, sich auf uns Menschen einzustellen. Das war auf Hoorns Paradies mit den Schläfern so, und mit dem Wegoya war es das gleiche.«

»Wegoya?« echte Lovely.

»Jawohl, Wegoya«, stimmte Burian lautstark zu. »Ich weiß weder, wo sein Volk beheimatet ist, noch, wie lange es Kon-

takt mit der Menschheit hatte. Jedenfalls sprach der Wegoya perfekt Interkosmo, als ich ihn auf Taffstav traf, und ich dachte mir nichts dabei, ihn mit auf die SILO BOSCYK zu nehmen. Er konnte ganz ausgezeichnet Geschichten erzählen, und ich dachte, er würde uns damit während des eintönigen Raumfluges die Zeit verkürzen. Solange er an Bord blieb, ging alles gut. Aber kaum hatte ich ihn auf Olymp vom Schiff gelassen, passierte es.«

Burian rülpste, schenkte sich Wein nach und steckte sich einen ordentlichen Happen in den Mund. Schmatzend und kauend fuhr er fort: »Meine Mannschaft konnte der Wegoya mit seinen Erzählungen höchstens amüsieren. Es waren harmlose, moderne Märchen, wenn auch manchmal blutrünstig und effektvoll. Als ich ihn auf Olymp zu einer Familienfeier mitnahm, begnügte er sich nicht damit, den Damen wohlige Gänsehaut zu bescheren, sondern schlich sich in die Kinderzimmer. Wir erfuhren erst davon, als das robotische Kindermädchen angerannt kam und aufgeregt berichtete, daß der Wegoya die Kinder mit seinen haarsträubenden Geschichten verderbe.«

Burian beugte sich nach vorne, legte Lovely seine Hand auf den Unterarm und fügte hinzu: »Wenn es auch nur Märchen sind, Onkel Lovely, so doch nicht für Kinder! Die armen Kleinen waren ganz verängstigt und dachten noch bis spät in die Nacht an nichts anderes als an Ungeheuer, die sich in vier Teile teilen und jeder Teil für sich auf Menschen Jagd macht. Und das in allen Einzelheiten geschildert... Aber ich sehe, ich langweile dich damit ja doch nur.«

Lovely war plötzlich wie verändert. »Aber keineswegs, Burian. Ich interessiere mich sehr für diese Art von Schauergeschichten. Ich möchte mehr über dieses geteilte Ungeheuer erfahren. Wie hieß es?«

Burian war verblüfft.

»Nun, das eine Viertel des Ungeheuers hieß, glaube ich, Allu, der andere Teil hieß Luq - ja, Luq«, sagte er stirnrunzelnd. »Die anderen beiden Namen sind mir entfallen. Aber als Ganzes hieß das Untier Vier-Viertel-Calluq.«

Lovely sprang von seinem Platz auf. »Ich muß dieses Wesen kennenlernen«, stieß er hervor. »Könntest du für mich eine Zusammenkunft mit ihm arrangieren, Burian?«

»Jederzeit«, sagte Burian Boscyk irritiert. Er konnte sich nicht erklären, was plötzlich in Lovely gefahren war.

Er wußte auch nicht, daß Vier-Viertel-Calluq eine von Lovelys Traumgestalten war.

Während der Vegoya die Geschichte über Korkeion und seine drei mißratenenen Söhne erzählte, betrachtete Lovely ihn eingehend.

Er war nicht ganz 1,50 Meter groß und schien aus lauter Kristallen zu bestehen. Es war nicht genau festzustellen, ob es tatsächlich so war, oder ob es nur den Anschein hatte. Es kam hauptsächlich auf die Perspektive an, aus der man den Wegoya betrachtete, und auch darauf, wie und mit welchen Emotionen man ihn ansah.

Manchmal sah sich Lovely tausendfach von den Körperkristallen des Wegoya reflektiert. Er glaubte dann, in einen riesigen, feurigen Diamanten zu blicken, der von einem begnadeten Künstler bearbeitet worden war. Dann wiederum versprühte der Wegoya das Licht von Milliarden von Sonnen. Dieses grelle Licht blendete, machte aber nicht blind, und wenn man sein Auge lange genug darauf richtete, dann glaubte man, in ein Mikrouniversum zu blicken.

Aber der Körper des Wegoya bot sich auch anders dar — als dunkler, glanzloser Schatten, der alles Licht in sich aufsaugte; als Kristall, der nicht leuchtete, der nicht reflektierte; als Reflektor, der die Gefühle anderer zurückwarf; als Hypnospiegel, der den Betrachter willenlos machte ...

Lovely war wie benommen, als der Wegoya seine Erzählung beendet hatte.

»Woher haben Sie die Namen, woher die ganzen Einzelheiten?« wollte er wissen.

Der Wegoya schien ihn nicht zu verstehen. Er verbeugte sich - wobei die diamanthart erscheinenden Kristalle seines Körpers ihre Struktur veränderten und die einfallenden elek-

tromagnetischen Wellen zu einem faszinierenden Farbenspiel brachen - und sagte mit seiner melodischen Stimme:

»Ich komme viel in der Tiefe herum und höre so manches. Ich merke mir, was mir gefällt, und gebe es später für jene wieder, die es hören wollen. Mißfällt Ihnen etwas an meiner Erzählung, Herr?«

»Nein, nein, ganz im Gegenteil«, sagte Lovely schnell. »Ich bin geradezu fasziniert. Aber sagen Sie mir, äh ... Ich weiß noch nicht einmal, wie ich Sie nennen soll.«

»Ich heiße Payo Coq'Inoi«, sagte der Wegoya. »Wenn es Ihnen beliebt, so nennen Sie mich einfach Coq, Herr.«

Lovely nickte und blickte auf - nein - er blickte in den Körper des Wegoya hinein. Er sah darin Trauer, er spürte auf einmal, daß dieses Wesen litt, wie jene, die durch seine Träume geisternten ...

Lovely zwinkerte und wischte sich mit der Hand über die Augen. Als er nochmals den Wegoya anblickte, besaß dessen Körper eine milchige Struktur, die Kristalle bildeten eine rissige, geschmeidig wirkende Haut.

Hatte er sich eben nur alles eingebildet? Was war eigentlich mit ihm los? Litt er bereits an Verfolgungswahn, zeigten sich die ersten Symptome der beginnenden Paranoia? Oder hatte ihm der Wegoya auf seine Weise ein Zeichen gegeben?

Lovely mußte sich setzen, sich entspannen und warten, bis das Zittern seiner Hände abgeklungen war.

»Coq«, begann er und mußte sich räuspern, bevor er fortfahren konnte. »Ich möchte Sie etwas fragen und tue es gewiß nicht aus reiner Neugierde. Ich habe gute Gründe, mich nach allen Einzelheiten zu erkundigen, die Ihre Geschichte betreffen. Ich ... mein Leben ist auf eine seltsame Weise damit verbunden, mir ist, als habe sich mein Schicksal mit den Gestalten Ihrer Erzählung zu einem gordischen Knoten ver-

knüpft. Versprechen Sie mir, meine Fragen zu beantworten, ohne selbst Fragen zu stellen?«

Payo Coq'Inoi erklärte sich damit einverstanden. Dabei waren seine Augen zwei dunkle Gebilde, in denen sich irgendwelche Geschehnisse projizierten, Einzelheiten aber nicht zu erkennen waren.

»Wer hat Ihnen von Korkeion und von seinen Söhnen Giryol Kenzy, Calluq und Aquill erzählt?« fragte Lovely.

Das menschenähnliche Gesicht des Wegoya, das sich jederzeit in einen Nebelschleier oder in einen Kristallklumpen verwandeln konnte, verdüsterte sich ein wenig. Dadurch entstand der Eindruck, als denke er nach.

»Ich weiß nicht genau«, sagte er nach einer Weile. »Es könnte mein Vater gewesen sein, oder meine Mutter - vielleicht auch einer meiner Brüder. Aber ist das so wichtig? Ich meine, in meiner Heimat kennt jedes Kind die Sage von König Korkeions Söhnen, die in die Tiefe verbannt wurden. Ist es da nicht egal, wer sie mir erzählt hat, Herr?«

Lovely nickte wie benommen. Im Grunde genommen war es egal, welche Person die Geschichte an Payo Coq'Inoi weitergegeben hatte. Ausschlaggebend war nur, daß ein ganzes Volk Bescheid darüber wußte.

»Wie heißt Ihre Heimat?« fragte Lovely.

»Wegoy.«

»Und wo liegt dieses Land?«

»Auf Garwinkel.«

Lovely dachte angestrengt nach, aber er konnte sich nicht erinnern, diese beiden Namen schon jemals in seinen Träumen gehört zu haben. Er kannte den *Eingeschlossenen*, der wahrscheinlich mit Giryol Kenzy identisch war, kannte die Namen verschiedener Fremdrassen, hatte von Aquill gehört - und vor allem von Vier-Viertel-Calluq.

»Steht die Sage von Korkeions Söhnen in irgendeiner Beziehung zu Ihrer Heimat?« wollte Lovely wissen. »Oder aus welchem Grund erzählt man sie sich sonst?«

»Die Vergangenheit liegt im dunkeln, Herr«, sagte Payo Coq'Inoi, und seine Augen waren dabei schwarz wie die Nacht. »Wir wissen nicht mehr, was wahr ist und was nicht. Keiner kann sagen, ob Calluq jemals auf unserer Welt sein Unwesen getrieben hat und ob es tatsächlich Aquill war, der kraft seines Geistes die riesigen Monolithen geformt hat, die in unserem Land liegen und Korkeion und seine drei Söhne darstellen. Aber eines ist gewiß, Herr, die Geschehnisse der Vergangenheit üben auf die Gegenwart immer noch einen großen Einfluß aus. Irgendwarfh einmal muß einst ein Wesen unsere Welt besucht und uns von den verdamten Söhnen Korkeions berichtet haben. Auf Garwinkel ist Korkeions Weisheit ebenso wie Calluqs Grausamkeit zu einem Schlagwort geworden.«

Lovely sagte entschlossen:

»Ich muß nach Garwinkel. Können Sie mir den Weg weisen?«

Der Wegoya versteifte sich. Die Kristalle seines Körpers funkelten in einem kalten Licht.

»Ich kenne natürlich den Weg in meine Heimat, Herr«, sagte er mit einer Stimme, die plötzlich nicht mehr melodisch klang. »Aber es müßte ein guter Grund vorliegen, wollte ich einen Fremden hinführen. Ich habe viele Welten der Tiefe kennengelernt, aber keine kann sich mit Garwinkel messen. Garwinkel ist einmalig, und erinnert in vielen Dingen an die Erzählungen von der Höhenwelt. Wir müssen die Koordinaten geheimhalten, denn sonst würden sie alle kommen und uns schließlich aus unserer Heimat verdrängen.«

»Ich hätte einen guten Grund, Garwinkel einen Besuch ab-

zustatten und Nachforschungen über die Korkeion-Sage anzustellen«, sagte Lovely und erzählte dem Wegoya seine Träume, die von dem Eingeschlossenen handelten ... von den Millionen und aber Millionen Leidenden - und von Vier-Viertel-Calluq, der seine Opfer örtlich betäubte, ihre Körper öffnete und Stück für Stück ihre Organe herausholte.

Payo Coq'Inoi war ein ebensoguter Zuhörer wie Erzähler.

Nachdem Lovely geendet hatte, sagte er mitfühlend:

»Ich werde Ihnen helfen.«

»Kaiser« Lovely Boscyk fragte sich immer wieder, ob er richtig handelte, konnte sich jedoch selbst keine Antwort geben. Er war drauf und dran, sein Werk zu opfern, für das er mehr als dreißig Jahre seines Lebens gegeben hatte. Und wofür?

Ja, wofür!

Er konnte nicht einmal das genau sagen.

Einerseits waren da die Fremdwesen aus seinen Träumen, deren unsägliches Leid er zu sprühen bekam. Es war, als riefen sie ihm in der psychischen Realität der Träume zu, er möge ihnen helfen. Sie flehten ihn an - nicht mit erhobenen Händen, nicht mit tragischen Gesten, sondern stumm, leidend. Lovely konnte sich ihnen nicht entziehen. Das war ein Grund, warum er beschlossen hatte, nach dem Ursprung seiner Träume zu suchen.

Andererseits behagte es ihm nicht, daß jemand einen so starken psychischen Druck - und auch Einfluß - auf ihn ausübte. Er war dem Fremden, dem Unbekannten völlig ausgeliefert. Er wollte in Erfahrung bringen, warum man mit seinem Unterbewußtsein manipulierte. Es mußte ein klares Motiv vorliegen, ein *Zufall* war ausgeschlossen.

Lovely Boscyk hatte sich entschlossen, Olymp zu verlassen, ohne irgend jemand in seine Pläne einzubeihen. Er wollte nicht einmal Mike davon informieren. Ihn eigentlich am allerwenigsten, denn er wußte, wie er darauf reagieren würde.

Payo Coq'Inoi war Lovely bei den Vorbereitungsarbeiten eine große Hilfe. Aber nur dabei; wenn Lovely die Sprache auf Garwinkel brachte, schwieg sich der Wegoya aus, oder gab ihm ausweichende Antworten.

Zusammenfassend war von ihm nur folgendes zu erfah-

ren: »Garwinkel ist ein Planet, der viele Völker beherbergt. Es sind Tausende verschiedene Rassen, und jede unterscheidet sich von der anderen durch Aussehen und Mentalität grundlegend. Das hatte zur Folge, daß sich eine Zivilisation entwickelte, zu der es nirgends in der Tiefe Parallelen gibt. Es wäre unmöglich, sie zu beschreiben, deshalb unternehme ich . erst gar nicht den Versuch. Ich habe keine Ahnung, wer aus welchem der unzähligen Völker für deine Träume verantwortlich ist, Lovely. Es ist sogar sehr fraglich, daß du auf Garwinkel eine Antwort bekommst. Wahrscheinlicher ist es, daß du den Tod findest. Das ist meine Meinung, die ich dir nicht verheimlichen möchte. Es kommen viele Menschen aus der Tiefe zu unserer Welt und suchen Antworten, Reichtümer, eine Bestimmung. Die meisten von ihnen sterben, ohne etwas erfahren oder gefunden zu haben - ihr Leben wird ausgeblasen, ohne daß ihnen jemand gesagt hätte, warum. Ähnlich kann es dir ergehen. Wenn du aber trotz meiner Warnungen immer noch nach Garwinkel möchtest, dann werde ich dich hinbringen.«

Lovely Boscyk wollte.

*

Anfang Februar hatte Lovely ein halbes Dutzend Männer zu sich gerufen, die nicht nur erfahrene Weltraumfahrer waren, sondern darüber hinaus auch noch ausgezeichnete Kybernetiker, Hyperphysiker und Elektrotechniker. Er hatte sie ausgesucht, weil sie schon öfters ihre bedingungslose Treue zu ihm unter Beweis gestellt hatten.

Zu ihnen sagte er:

»Ich bin ein kranker Mann. Coq machte mich darauf aufmerksam, und er sagte auch, daß diese Krankheit nach der

Inkubationszeit hochinfektiös und auf jedermann übertragbar ist. Deshalb möchte ich, daß Sie mir eine Quarantänestation bauen. Ich habe aber noch einige zusätzliche Wünsche, die ich Ihnen aber erst auseinandersetzen kann, wenn Sie sich dazu verpflichten, zu einem späteren Zeitpunkt eine teilweise Gedächtnislösung über sich ergehen zu lassen.«

Nachdem sich alle sechs Männer ohne zu zögern mit diesen Bedingungen einverstanden erklärt hatten, erfuhren sie von Lovely weitere Einzelheiten.

Er verlangte von ihnen, daß sie innerhalb der Quarantänestation eine bis ins kleinste Detail perfekte Illusionsmaschinerie installierten, die den Besuchern ein naturgetreues Abbild projizieren konnte, ohne daß diese es merkten. Er begründete diese Maßnahme damit, daß er selbst mit fortschreitendem Krankheitsstadium physisch verfallen werde, dies aber verheimlichen wolle, um eine Panik unter den Freifahrern zu verhindern.

Das stimmte nur teilweise, aber Lovely wollte die Männer so lange in diesem Glauben lassen, bis seine Pläne so weit gediehen waren, daß er Olymp verlassen konnte.

Nachdem die Quarantänestation im Rohbau fertiggestellt und es Lovely nicht mehr möglich war, der Öffentlichkeit und seinen Vertrauten gegenüber Stillschweigen zu bewahren, entschloß er sich schweren Herzens, den nächsten und gefährlichsten Schritt zu tun.

Er injizierte sich Viren, die er vor Jahren von einem Ära für eine biologische Kriegsführung gegen die Springer entwickeln ließ, jedoch nie angewandt hatte. Er kannte die verheerende Wirkung der Krankheitserreger auf den menschlichen Körper und trug deshalb ständig das entsprechende Heilserum in einer Phiole um den Hals. Von nun an mußte er das Gegenmittel täglich in den Krankheitsherd injizieren, um ein

Ausbreiten der Viren zu verhindern.

Einige Tage später ließ er sich im Krankenhaus der Altstadt untersuchen. Dort diagnostizierte man einen Tumor in den Lymphgefäßen, ohne jedoch seine Natur zu erkennen. Lovely ließ daraufhin öffentlich bekanntgeben, daß er an einer unheilbaren und infektiösen Krankheit leide und zog sich in die Quarantänestation zurück.

Jetzt brauchte er nur noch die Bestätigung dafür, daß die Illusionsmaschinerie funktionierte, dann konnte er mit der MIGHTY QUEEN nach Garwinkel starten.

Ursprünglich hatte Lovely daran gedacht, Mike als Testperson zu verwenden, aber davon kam er schnell wieder ab. Wenn Mike nämlich durchschaute, daß er nicht dem echten Kaiser der Freihändler gegenüberstand, sondern nur einer Projektion, dann hätte Lovely seinen Plan nicht mehr verwirklichen können.

Während Lovely noch angestrengt darüber nachdachte, wer sich als Testperson eignete, erhielt er einen Anruf von Tirmon Arcald. Der Sicherheitschef von Trade City meldete ihm, daß ein von den Springern durch Posthypnose beeinflußter Freifahrer auf dem Weg zu ihm sei, um ihn zu ermorden.

Arcald fügte hinzu: »Es gibt zwei Möglichkeiten, den Attentäter zur Strecke zu bringen. Erstens ...«

Lovely unterbrach ihn. »Es gibt auch noch eine dritte Möglichkeit, Tim. Lassen Sie den Attentäter ruhig bis zu mir vordringen. Ich möchte mit ihm einen Test anstellen.«

6.

Lovely Boscyk saß im Kontrollraum der Quarantänestation und beobachtete die Vorgänge auf dem positronischen Bildaufzeichner. Priär Hewitt, der Positronik-Fachmann und Navigator zugleich war, erklärte ihm, warum zusätzlich zum herkömmlichen Beobachtungssystem ein Netz spezieller Aufnahme- und Wiedergabegeräte installiert worden war.

»Die Linsen der Kameras reagieren anders als das menschliche Auge auf Sensitivprojektionen. Jeder Mensch, der den Kontaktraum betritt und die Projektion Ihrer Person sieht, wird glauben, Sie wahrhaftig und lebendig vor sich zu sehen. Herkömmliche Kameras würden diese Projektion jedoch als das aufzeichnen, was sie ist: als Kettenreaktion kontrollierter und gesteuerter Energieentladungen. Deshalb mußten wir positronische Bildaufzeichner Zwischenschalten. Übrigens können Sie Ihren energetischen Doppelgänger auch ruhig Visiphongespräche führen lassen. Der Gesprächspartner wird ein naturgetreues Abbild von Ihnen erhalten. Und was noch wichtiger ist, Ihre Projektion wird auf jedes Wort, jede Gefühlsäußerung anderer Personen entsprechend Ihres Individualmusters in Ton und Bild natürlich reagieren. Der Computer., in dem wir alle Ihre persönlichen Daten gespeichert haben, wird Ihre Projektion automatisch steuern.«

»Warten wir ab«, meinte Lovely. Er starzte auf den Monitor, der die Umgebung der Quarantänestation zeigte. Am linken Bildrand tauchte ein Mann auf, auf den Arcalds Beschreibung paßte.

Er trug einen überbreiten Dreispitz auf dem Kopf, seinen Oberkörper bedeckte ein gepolstertes Wams, um die Beine,

die bis zu den Knien in Stulpenstiefeln steckten, spannte sich eine knallgelbe, enge Hose.

Das war der Attentäter. Er ging zielstrebig zum Transmitter und ließ sich ins Innere der Quarantänestation abstrahlen.

»Wir müssen ein Sicherheitsrelais mit einem Lügendetektor in den Transmitter einbauen«, sagte Lovely zu Hewitt, »der alle Personen überprüft, bevor er sie zu mir vorläßt.«

Hewitt ruckte und machte sich Notizen. Dann deutete er auf den Monitor, wo zu sehen war, wie der Attentäter mit sicherem Schritt den Kontaktraum betrat.

»Man merkt ihm nicht an, daß er beeinflußt ist«, sagte er.

Der Attentäter blieb vor der Panzerglaswand stehen, die den Raum in der Mitte durchtrennte, und machte eine gekonnte Verbeugung.

»Mein Kaiser, gewähren Sie einem Ihrer untätigsten Diener eine Audienz«, sagte er in den leeren Raum hinein.

Lovely starnte gebannt auf den Bildschirm. Plötzlich ertönte aus dem Lautsprecher seine eigene Stimme, obwohl er selbst nicht sprach, und aus einer Tür der Isolierstation kam seine Projektion in den Kontaktraum geschritten.

Die Illusion war verblüffend echt. Lovely malte sich im Geiste aus, wie er reagieren, was er sagen würde und stellte zufrieden fest, daß sich die Reaktionen der Projektion nicht wesentlich von seinen Vorstellungen unterschieden.

»Was führt Sie zu mir, Edelmann Trapianis?« fragte die Projektion.

Der Attentäter hielt den Dreispitz an die Brust gepreßt und betrachtete die Projektion mit wachsamen Augen.

»Meine Beweggründe sind simpel und nicht weltbewegend. Ich möchte einige Fragen an Sie stellen, mein Kaiser, und, wenn Sie die Güte haben, mir zu antworten, dann dazu Stel-

lung beziehen.«

»Sprechen Sie, Edelmann Trapianis«, sagte die Projektion und blieb in gelockerter Haltung zwei Schritte vor der Panzerglaswand stehen.

»Mich interessiert vor allem, was nun mit der Organisation geschieht, nachdem Sie sich zurückgezogen haben«, sagte der Attentäter. »Werden Sie weiterhin die Führung behalten, oder werden Sie einen Nachfolger bestimmen? Wird sich der politische Kurs der Freifahrer ändern, oder haben Sie Maßnahmen getroffen, damit die alte Linie beibehalten wird?«

Die Projektion machte eine Geste der Resignation.

»Sehen Sie mich an, Edelmann Trapianis. Ich bin ein kranker Mann, bereits vom Tode gezeichnet. Sagen Sie mir ehrlich, merken Sie es mir nicht an, *wie sehr mich das unheilbare Leiden verändert hat?*«

Der Attentäter kniff die Augen zusammen und prüfte sein Gegenüber mit einem langen, durchdringenden Blick. Es war klar, daß er sich vergewissern wollte, ob er den echten Lovely Boscyk vor sich hatte. Er schien zu einem befriedigenden Ergebnis gekommen zu sein, denn er sagte:

»In der Tat, ich habe davon reden gehört, daß Sie an einer unheilbaren Krankheit leiden. Aber an den Gerüchten, die von einem unaufhaltbaren und stetig voranschreitenden Siechtum sprechen, kann nichts Wahres sein. Bei meiner Ehr', ich sehe Sie so unverändert vor mir, wie ich Sie in Erinnerung habe.«

Die Projektion lächelte zufrieden (und im Kontrollraum drückte Lovely Boscyk impulsiv die Hand Hewilts).

»Ich danke Ihnen, Edelmann Trapianis, für Ihr ehrliches Urteil«, sagte die Projektion. »Und damit haben Sie auch schon die Antwort auf all Ihre Fragen. Ich werde die Freifahrer weiterhin zu Ruhm und Reichtum führen, ihre Macht aus-

dehnen und darauf hinarbeiten, das Handelsmonopol der Springer zu brechen.«

»Damit haben Sie Ihr Todesurteil gesprochen, mein Kaiser!« schrie der Attentäter und zückte einen schweren Impulsstrahler. Er brachte ihn in Anschlag und feuerte. Ein gebündeltet Energiestrahl verließ die Waffe, traf die Panzerglaswand, die ihn von Lovely Boscyk trennte und ließ sie schmelzen. Der Attentäter sah, wie Boscyk schützend die Hände vor das Gesicht schlug und ihm eine Warnung zurief. Doch er hörte nicht darauf. Er war nur von dem einen Gedanken besessen: *Töte den Kaiser der Freifahrer!* Dieser posthypnotische Befehl war tief in ihm verwurzelt. Und er führte ihn aus.

Er drückte den Feuerknopf nieder und stürmte vor. Er sah noch den vermeintlichen Kaiser der Freifahrer inmitten der flammenden Hölle der Impulsstrahlen und wollte triumphieren. Aber dann geriet er selbst in das Inferno entfesselter Gewalten, wurde von den zurückgeschlagenen Impulsstrahlen getroffen und gleichzeitig von dem energetischen Gitterwerk erfaßt, das diesen Teil des Kontaktraumes durchzog und die Aufgabe hatte, die Sensitivprojektion zu tragen.

Der Attentäter starb auf der Stelle.

Lovely war kreidebleich geworden. Er wandte sich vom Monitor ab.

»Mein Gott!« stöhnte er. »Hewitt, Sie müssen sofort den Computer umprogrammieren. Er darf nicht mehr zulassen, daß menschliches Leben gefährdet wird.«

7.

Ende Juni waren alle Vorbereitungen abgeschlossen. Lovely stellte es den sechs Eingeweihten frei, entweder auf Olymp zu bleiben und eine Gedächtnislösung über sich ergehen zu lassen, oder mit ihm auf der MIGHTY QUEEN nach Garwinkel zu fliegen. Alle sechs Männer entschlossen sich für die zweite Alternative.

Es war für Lovely Boscyk eine Kleinigkeit, sich im Schütze eines unsichtbar machenden Deflektorfeldes unbemerkt an Bord des sechzig Meter durchmessenden Kleinraumschiffes zu begeben.

Obwohl alles nach Wunsch verlaufen war, zögerte Lovely im entscheidenden Augenblick, den Startbefehl zu geben. Ein Gefühl sagte ihm, daß er nie mehr nach Olymp zurückkehren würde, wenn er sich zu diesem letzten, entscheidenden Schritt entschloß.

Es schmerzte ihn, daß er keine Möglichkeit gefunden hatte, sich wenigstens von Mike zu verabschieden. Aber vielleicht war es besser so. Roi Danton befand sich auf einer Propagandareise, die er dazu benutzte, Kontakte zu Raumschiffswerften aufzunehmen und Raumschiffskapitäne anzuwerben. Wenn er zurückkam, würde Lovely schon lange auf Garwinkel sein ...

»Mir bleibt keine Wahl«, sagte Lovely zu sich und ordnete den Start der MIGHTY QUEEN an.

Payo Coq'Inoi hatte sich im letzten Moment dazu entschlossen, noch eine Weile auf Olymp zu bleiben. Er begründete dies damit, daß er mit seinen schwachen Para-Fähigkeiten die Besucher der Quarantänestation beeinflussen und Lovelys Verschwinden so länger geheimhalten konnte.

»Ich habe die Koordinaten von Garwsnkel in die Bordpositionik eingegeben; Sie werden Ihr Ziel also erreichen, Lovely«, sprach Payo Coq'Inoi weiter. »Weiter habe ich den Anflugkurs programmiert, so daß die MIGHTY QUEEN über dem Land Wegoy niedergehen wird. Mein Volk ist sehr gastfreundlich, und wenn Sie verlangen, daß man Ihnen den Weg zu den Inois weist, wird man das tun. Haben Sie den Wohnsitz meiner Familie erreicht, dann zeigen Sie nur diesen Kristall vor, und Sie werden freundliche Aufnahme finden. Warten Sie in der Burg Inoia auf mich, Lovely, ich werde Ihnen raschest folgen.«

Payo Coq'Inoi brach einen funkelnenden Kristall aus seinem Körper und überreichte ihn Lovely Boscyk.

»Das wird Ihr Erkennungszeichen sein, Lovely.«

8.

Der Planet war ausgesprochen erdähnlich, nur etwas kleiner, mit geringerer Masse und Dichte, was sich auf die Gravitation auswirkte. Garwinkel besaß 0,92 Gravos.

Die MIGHTY QUEEN war in einen Orbit gegangen, und nach zwanzig Planetenumkreisungen hatte sich die Landeautomatik eingeschaltet. Das 60-Meter-Schiff hatte sich auf den größten der drei Kontinente niedergesenkt und war einem hügeligen Land in der nördlichen Hemisphäre zugestrebt. Erst zwanzig Kilometer über der Planetenoberfläche hatte sich die Automatik ausgeschaltet, und Priär Hewitt und der 2. Kosmonaut Lorgen Argunder mußten die abschließende Landungsphase manuell durchführen.

Die MIGHTY QUEEN ging in einem Tal nieder, das zwischen sanft gewellten Hügeln eingebettet war. Über die Hügel zogen sich Mauern bis zum Horizont dahin, die, zehn Meter hoch und ebenso breit, wie ein Irrgarten angeordnet waren.

Manche der Mauern waren nicht einmal hundert Meter lang und verliefen geradlinig, andere wieder zogen sich über Kilometer dahin, beschrieben Schlangenlinien, verliefen im Zick-Zack und endeten in einer Spirale. Es gab Mauern, die sternförmig von einem gemeinsamen Mittelpunkt auseinanderliefen, Mauern, die unvollendete geometrische Figuren darstellten, die alle an einer Seite offen waren und in die wieder Mauern hineinführten.

»Das also ist Wegoy«, stellte Priär Hewitt fest, während er auf den Panoramaschirm blickte. »Wie sollen wir uns hier orientieren? Wenn wir in dieses Labyrinth eindringen, finden wir nicht mehr hinaus. Da nützen uns nicht einmal Ortungs-

geräte - es sei denn, wir würden uns mit den Strahlern einen Weg zum Schiff zurück freischießen.«

»Wir bewaffnen uns auf jeden Fall«, entschied Lovely Boscyk. Außerdem veranlaßte er, daß sich die Männer mit Kombi-Armbandgeräten für Ortung und Kommunikation, mit Konzentratnahrung für einen Monat und Translatoren ausrüsteten.

Die Paralysatoren und leichten Impulsstrahler griffbereit, verließen sie die MIGHTY QUEEN.

Das Tal wurde von einer Mauer eingeschlossen, die einen exakten Kreis beschrieb und nur einen einzigen Durchlaß bot. Darauf hielten die sieben Freifahrer, mit Lovely Boscyk an der Spitze, zu.

»Warum verstecken sich die Wegoyi vor uns?« wunderte sich Lorgen Argunder. »Coq hat behauptet, daß es sich um ein gastfreundliches Volk handelt. Mir scheinen sie eher scheu und furchtsam zu sein.«

»Vielleicht zeigen Sie sich, wenn wir ins Labyrinth eingedrungen sind«, meinte Lovely Boscyk.

Sie hatten den Durchlaß in der Ringmauer kaum betreten, als sich in der Wand links von ihnen eine drei Meter hohe und zwei Meter breite Öffnung auftat. Das geschah, indem die verschränkt übereinandergeschichteten Steinquader sich einfach zur Seite schoben. Auf den ersten Blick schien das kein außergewöhnlicher Vorgang zu sein, aber er war insofern verblüffend, weil die zur Seite gleitenden Quader sich einfach über die angrenzenden stülpten.

Heraus trat ein beinahe zwei Meter großer Wegoya. Außer durch seine Größe unterschied er sich in nichts von Payo Coq'-Inoi. Er hatte große, quergestellte ovale Facettenaugen, die von einem dunklen Braun waren und in denen sich kein Lichtstrahl brach. Ebenso waren die rubinroten Kristalle sei-

nes Körpers ohne jedes Feuer und wirkten eher wie rauhflächige Schuppen als wie kristalline Gebilde.

Daran glaubte Lovely zu erkennen, daß dieser Wegoya, im Gegensatz zu Payo Coq'Inoi, keine parapsychischen Anlagen besaß. Später stellte er dann fest, daß alle Wegoyi von Garwinkel diese dumpfe, rubinrote Kristallhaut besaßen und durchschnittlich zwei Meter groß waren. Ihm wurde nach und nach bewußt, daß Payo Coq'Inoi ein außergewöhnliches Exemplar seiner Spezies sein mußte.

Lovely schaltete den Translator ein, den er wie einen Helm auf dem Kopf trug, und sagte:

»Mein Name ist Lovely Boscyk. Payo Coq'Inoi aus dem großen Geschlecht der Inois hat mich geschickt. Er sagte, die Wegoyi würden mir Gastfreundschaft anbieten und mir den Weg zur Burg Inoia weisen.«

Der Wegoya antwortete etwas in einer fremden Sprache, das der Translator nicht übersetzte. Da Lovely wußte, daß der Translator die fremde Sprache erst analysieren und ins Interkosmo übertragen konnte, wenn ihm zumindest einige Fragmente bekannt waren, versuchte er, das Gespräch in Gang zu halten. Er redete in Interkosmo, und der Wegoya antwortete in seiner Muttersprache.

Nach fünf Minuten konnte der Translator die erste verständliche Obersetzung bieten.

Der Wegoya stand immer noch wie versteinert da, während er sprach. Der Translator übertrug es simultan ins Interkosmo:

»Seid ihr wirklich Jünger Payocoqs? Wenn ihr das behauptet, dann müßt ihr den Beweis erbringen.«

»Ich kann nicht behaupten, ein Jünger Payocoqs zu sein,« entgegnete Lovely etwas irritiert und vernahm gleichzeitig, wie sein Translator die Worte in die fremde Sprache über-

setzte. »Ich möchte auch nichts beweisen müssen, sondern die Wegoyi lediglich bitten, mich nach Inoia zu führen.«

»Aber du hast den Namen PayocoqTnoi genannt.«

»Zu Recht. Denn es war Payo Coq'Inoi, der mir sagte, ich solle mich nach Inoia begeben und um die Gastfreundschaft seiner Familie bitten.«

Der Wegoya starre Lovely eine Weile an, dann sagte er:

»Aus der Tiefe sind schon viele gekommen, die ähnlich sprachen wie du. Aber sie alle waren Heuchler, die mit Lügen ihre räuberischen Absichten zu verbergen versuchten. Ich selbst bin nicht gläubig, aber ich achte den Glauben der anderen, und ich rate dir, kehre sofort um, wenn du einer der heuchlerischen Diebe bist. Gehe dorthin zurück, woher du gekommen, ehe es zu spät ist.«

»Ich möchte nach Inoia und bitte dich, mich hinzuführen«, sagte Lovely fest. Zu diesem Zeitpunkt wußte er noch nicht recht, was er von den Warnungen des Wegoya halten sollte.

»Und du bleibst dabei, daß Payocoq zu dir gesprochen hat?«

erkundigte sich der Wegoya abschließend.

»Er ist mir in Fleisch und Blut gegenübergestanden!«

Der Wegoya trat zurück und gab den Weg für die sieben Freifahrer frei.

Nun erkannten sie, daß sich das Leben der Wegoyi nicht auf den Irrwegen zwischen den Mauern abspielte, sondern innerhalb der langgestreckten, sich winkelig dahinziehenden Bauwerke, die sie irrtümlich für Begrenzungsmauern gehalten hatten.

Die Freifahrer bekamen nicht viel von der Kultur und Zivilisation der Wegoyi zu sehen, bekamen keinen Einblick in deren Intimsphäre. Denn ihr Führer gestattete es ihnen nicht, die Wohnbereiche seines Volkes aufzusuchen und führte sie

durch hohe, schmale Korridore und durch verlassene Räume. Sie begegneten nur selten einem Wegoya. Aber Lovely glaubte erkannt zu haben, daß dieses Volk in einer Art Sozialkollektiv lebte, in dem die Güter gleichmäßig verteilt waren und alle die gleichen Rechte und Pflichten besaßen. Das schloß er daraus, daß die Wegoyi auf engstem Raum innerhalb der schmalen Bauwerke zusammenlebten; wenn sie eine größere Strecke zurücklegten, so kamen sie zwangsläufig in die Intimbereiche ihrer Artgenossen. Die Möglichkeit, daß sich hier Individualisten, oder gar Exzentriker entwickelten, war dadurch praktisch ausgeschlossen.

Doch Lovely mußte bald feststellen, daß er einem Trugschluß zum Opfer gefallen war. Die Wegoyi waren nämlich in unzählige Gruppen aufgesplittert, die untereinander kaum Kontakt hatten, obwohl sie Wand an Wand lebten. Wenn sie größere Entfernungen zurückzulegen hatten und dabei nicht mit Gruppen anderer Konfessionen in Berührung kommen wollten, so benützten sie eine Art Transmitter.

Allerdings handelte es sich dabei nicht um technische Geräte, sondern um Anlagen, die auf parapsychischer Ebene arbeiteten. Man brauchte nur einen aus Steinen gebildeten Kreis zu überschreiten und wurde an den gewünschten Ort teleportiert.

Die Freifahrer erfuhren nicht, ob das Reporterfeld von Mutanten aufgebaut wurde, die irgendwo in verborgenen Räumen saßen, oder auf welche Art die parapsychischen Transmitter sonst funktionierten. Jedenfalls waren nirgends technische Geräte festzustellen.

Und dieses Transportmittel funktionierte einwandfrei.

Lovely Boscyk und seine sechs Begleiter wurden nach Inoia teleportiert.

Burg Inoia, der Sitz der Inois, lag inmitten des Labyrinths von Wegoy und war in Form eines Schneckenganges angelegt. Die Spiralen, die sich von außen nach innen wanden, besaßen eine Gesamtlänge von 10 Kilometern.

Die sieben Freifahrer wurden bereits von einem Dutzend Wegoyi erwartet, von denen jeder an die zwei Meter groß war. Sie sanken in die Knie und hielten die Köpfe gesenkt. In dem quadratischen Raum, dessen Seitenlänge zehn Meter maß, herrschte ein feierliches Schweigen.

Lovely Boscyk war etwas ratlos und wartete auf eine Reaktion der Wegoyi. Doch sie lagen bewegungslos mit angewinkelten Knien auf dem Boden und gaben keinen Laut von sich. Nur ihre regelmäßigen, rasselnden Atemzüge waren zu hören.

Lovely fing einen fragenden Blick von Priär Hewitt auf und zuckte die Achseln. Als das Schweigen unerträglich wurde, räusperte er sich und sagte über den Translator:

»Ich wurde von Payo Coq'Inoi geschickt. Er versprach, daß mich seine Familie bis zu seinem Eintreffen bei sich aufnehmen würde.«

Er hatte kaum ausgesprochen, da erhoben sich die Wegoyi wie auf Kommando. Ihre Facettenaugen waren auf ihn gerichtet. Ihre rubinroten Hautkristalle schienen zu pulsieren. Einer von ihnen trat einen Schritt nach vorn und verbeugte sich vor Lovely. Dabei sagte er mit seiner melodischen Stimme, die der Translator nur unzulänglich nachahmte:

»Wir werden dir alle zustehenden Ehren erweisen, Bote des Payocoq. Und wir freuen uns, daß du uns die Rückkehr unseres Vaters ankündigst, auf den wir schon so viele Jahre

warten.«

Lovely erkannte immer mehr, daß Coq bei seinem Volk eine bedeutende Persönlichkeit sein mußte. Schon der Wegoya, der sie auf Garwinkel empfangen hatte, sprach ehrfurchtsvoll, wenn auch etwas skeptisch Coqs Namen aus. Hier nun stellte Lovely fest, daß Coq verehrt wurde wie ein Held, ein Idol. Sie nannten ihn »Vater« und meinten damit wohl, daß er das geistige Oberhaupt ihrer Gemeinschaft war.

Dies verwirrte Lovely. Er hatte zwar Coqs Worten geglaubt, hier freundliche Aufnahme zu finden, aber keineswegs damit gerechnet, daß Coq bei seinem Volk so bekannt war und offensichtlich eine bedeutende Rolle spielte. Er versuchte nun, sein Verhalten den Umständen anzupassen.

»Payo Coq versicherte, daß er mir bald nach Garwinkel folgen würde«, sagte Lovely.

»Er kommt also bald aus der Tiefe zurück«, sagte der Wegoya, was den Umstehenden ein verzücktes Raunen entlockte. Er wandte den Kopf ab und fragte zögernd: »Als dir Payocoq erschien, hast du ihn da mit eigenen Augen gesehen, oder hat sich seine Erscheinung nur in deinem Geist widerspiegelt? Hast du mit ihm Worte gewechselt, oder hat er nur im Traum zu dir gesprochen?«

»Ich habe ihn vor mir gesehen, ich habe ihn berührt«, antwortete Lovely. »In meinen Träumen ist er mir nie erschienen, aber er versprach, mir den Weg zum Ursprung meiner Träume zu zeigen.«

»Du hast ihn berührt!« rief der Wegoya verzückt. Die Umstehenden gaben unverständliche Laute von sich, die sich wie ein elegischer Gesang anhörten.

»Du hast ihn gesehen, du hast mit ihm gesprochen, du hast ihn berührt!« rief der Wegoya wieder, wobei er den Kopf gesenkt hielt. »Er hat dir gesagt, seine Rückkehr ins

Land der gefangenen Seelen würde bald stattfinden. Und er hat dich geschickt - dich, unseren Retter!« Jetzt hob er den Kopf und blickte mit seinen unergründlichen Facettenaugen in Lovelys Richtung. »Wenn du wahr sprichst, dann mußt du Payocoqs Bote sein. Ich bezweifle deine Worte nicht, aber — hat dir Payocoq kein Eikennungszeichen mit auf den Weg gegeben?«

»Doch«, sagte Lovely, »er hat einen Kristall aus seinem Körper gebrochen und ihn mir gegeben, damit ich ihn bei Gelegenheit vorweise. Hier ist er.«

Er holte den Kristall hervor und hielt ihn dem Wegoya in der ausgestreckten Hand hin - er funkelte wie ein kunstvoll geschliffener, kostbarer Diamant. Die Wegoyi wandten sich wie geblendet davon ab, während sie Seufzer von sich gaben, die tief aus ihrer Brust zu kommen schienen.

Der Wegoya, der vor Lovely stand, schwieg eine Weile. Dann sagte er, sichtlich beeindruckt:

»Wir haben viele tausend Jahre geduldig auf diesen Augenblick gewartet, und viele von uns haben die Hoffnung auf Erlösung aufgegeben und ihren Glauben verloren. Vor dir sind schon oft Menschen aus der Tiefe zu uns gekommen, die sich als Boten von Payocoq ausgaben. Manche von ihnen haben die Prüfungen bestanden, aber in der Stunde der Entscheidung haben sie versagt. Aber bei dir fühle ich, daß du unser Retter bist. Du wirst dich behaupten. Folge uns nun mit deinen Begleitern.«

Die Wegoyi setzten sich in Bewegung. Sie verließen den Raum, in dem die Freifahrer materialisiert waren, und kamen in einen leicht gekrümmten, schmalen und hohen Korridor. Lovely und seine Begleiter folgten ihnen.

Während sie hintereinander durch den Korridor schritten, schaltete Pnär Hewitt seinen Translator ab und raunte Lo-

vely zu:

»Eine ziemlich mysteriöse und undurchsichtige Angelegenheit, finden Sie nicht auch?«

Lovely nickte, schränkte jedoch ein: »Ich habe nicht erwartet, gleich bei meiner Ankunft Aufklärung für alles zu erhalten. Wir werden damit schon warten müssen, bis Coq eintrifft.«

»Und wenn er uns nicht folgt?« gab Hewitt zu bedenken.
»Vielleicht hat er uns nur in eine Falle gelockt.«

Lovely machte eine wegwerfende Handbewegung. »Unsinn! Haben Sie nicht gemerkt, daß die Wegoyi Payo Coq'Inoi verehren wie einen Gott? Ich kann mir keinen Grund vorstellen, warum er nicht Wort halten sollte.«

»Es wäre aber immerhin möglich, daß der Wegoya, dem Sie blindlings vertrauen, gar nicht Payo Coq'Inoi ist«, entgegnete Hewitt. »Es hat sich ganz so angehört, als hätte jener Payocoq, den die Wegoyi verehren, bereits vor einigen tausend Jahren gelebt.«

»Hören Sie mit Ihrer Schwarzmalerei endlich auf«, entrüstete sich Lovely. »Wir haben den Kristall, und der scheint eine magische Wirkung auf die Wegoyi auszuüben.«

Der schmale Korridor zog sich einige hundert Meter dahin. Als sie sein Ende erreichten, verschoben sich die Steinquadern auf die bekannte Art und gaben eine Türöffnung frei.

Dahinter lag eine Halle, die die gesamte Höhe und Breite des Gebäudes beanspruchte und gut fünfzig Meter lang war. Die Halle war bis auf eine eineinhalb Meter hohe Statue leer.

Lovely spürte, wie sich bei ihrem Anblick sein Körper anspannte.

Die Statue stellte einen Wegoya dar und schien zur Gänze aus lauter fingerkuppengroßen Edelsteinen zu bestehen. Ob-

wohl es keine einzige Lichtquelle in der Halle gab und auch vom Korridor kein Licht einfiel, funkelte die Statue in allen Farben des Spektrums. Nur an einer Stelle, mitten auf der Brust, war eine dunkle Stelle. Dort schien jemand einen Kristall herausgebrochen zu haben.

Lovely umklammerte den Kristall, den er auf Olymp von Payo Coq'Inoi erhalten hatte. Er wußte in diesem Augenblick, daß es eine ungeheuerliche Verbindung zwischen dem kleinen Wegoya und der Statue gab.

Eines stand für Lovely in diesem Augenblick jedenfalls fest: Die Statue stellte eindeutig Payo Coq'Inoi dar.

»Geh hin und prüfe, ob sich dein Kristall in die freie Lücke einfügen läßt«, wurde Lovely von dem Sprecher der Wegoyi aufgefordert.

Er kam der Aufforderung nach, ohne sich seiner Handlung recht bewußt zu werden. Wie ein Traumwandler ging er zu der Statue und schob seinen Kristall in die freie Stelle hinein.

Der Kristall paßte.

Lovely schwindelte. Wie aus weiter Ferne hörte er den Wegoya hinter sich sagen:

»Nun werden wir warten, ob Payocoq von seiner langen Reise durch die Tiefe zu uns zurückkehrt. Ist die Frist abgelaufen, und er hat sich nicht gezeigt, dann suchen wir den Tempel von Nomwada auf, um ihn nochmals anzurufen.«

August 2433
ROI DANTON

1.

Das kleine, grauhäutige Wesen mit dem Schlangenkörper ängstigte wiegend vor uns her und bedeutete uns immer wieder mit seinen drei Armpaaren, die nicht mehr waren als Wurmfortsätze, ihm zu folgen. Es nannte sich Ayga und hatte »ich auf dem Raumhafen von Nomwada erbitten, uns zu führen. Als Gegenleistung verlangte es von uns, daß wir ihm für die Dauer unseres Aufenthaltes die Laderäume unseres Schiffes für die Jagd zur Verfügung stellten. Offensichtlich ernährte es sich von Schädlingen aller Art.

Ich hätte Ayga lieber mit einigen Banknoten entlohnt, aber davon hielt er nichts. Er deutete an, daß Geld auf Garwinkel keinen Wert besäße und nicht einmal eine harte Währung wie der Solar gefragt sei. Auf Garwinkel florierte der Tauschhandel, für geleistete Dienste beanspruchte man ebenfalls Dienstleistungen.

Wir waren bereits über eine Norm-Stunde in Nomwada unterwegs, ohne daß uns Ayga sagen konnte, wann wir unser Ziel erreichen würden; er schien keinen Zeitbegriff zu haben.

»Ich traue dieser Schlange nicht«, erklärte Oro Masut, mein ertrusischer Leibwächter, und behielt die Hand am Paralytator, der im Gürtel unter seinem Umhang steckte.

»Kommen, kommen«, zischte Ayga und vollführte mit selten kurzen, knochenlosen Armen Schlangenbewegungen.

Wir hatten gleich nach dem Verlassen des Raumhafens entdeckt, daß wir verfolgt wurden. Es handelte sich um einen Humanoiden mit grünlicher Haut, der einem Siganesen ähn-

lich sah, doch fünfzehnmal so groß war.

»Er folgt uns noch immer«, stellte Oro Masut mit einem Blick auf das Ortungsgerät an seinem Handgelenk fest, als wir die belebteren Bezirke hinter uns ließen und in eine finstere, winkelige Gasse kamen. Sie war von Metallträgern und Plastikkuppeln überdeckt, in denen vereinzelt fremdartige, unheimliche Wesen kauerten.

»Mäßige deine Stimme, Oro«, ermahnte ich ihn. »Sonst weiß bald ganz Nomwada, daß uns jemand auf den Fersen ist.«

»Jemand, pah! Sie sagen das, als sprächen Sie von einem Lebewesen, Sir. Dabei handelt es sich um einen Roboter mit einer synthetischen Bioverkleidung.« Oro war sichtlich bemüht, seine Stimme zu dämpfen. Aber wer das Stimmvolumen eines Ertrusers kannte, wußte, wie kläglich Oros Versuch, leise zu sprechen, mißlingen mußte.

»Sie hätten meinen Rat befolgen und mehr Leute mitnehmen sollen, Sir«, sagte Tusin Randta, der auf der FRANCIS DRAKE als mein Dritter kosmonautischer Offizier fungierte. »Zu dritt können wir nichts ausrichten, wenn es hart auf hart geht.«

»Angst?« sagte ich nur.

Randta wußte selbst, warum ich die anderen Männer auf dem 60-Meter-Beiboot zurückgelassen hatte. Anfir Cryjonon und Jank Grimson, die schon vor zehn Tagen auf Garwinkel gelandet waren, hatten mir über Funk geraten, nicht mehr als zwei Begleitpersonen zu diesem Treffen mitzunehmen. Es schien, als hätten sie eine Spur von Lovely Boscyk oder Payo Coq'Inoi gefunden. Sie würden schon wissen, warum sie diese Bedingung stellten.

Ich befand mich noch nicht ganz vierundzwanzig Norm-Stunden auf Garwinkel, hatte mir aber bereits ein ungefähres

Bild von dieser Stadt gemacht. Es war ein Tummelplatz für alle nur erdenklichen Fremdrassen, ein Dorado der Halb- und Unterwelt. Die Situation war ähnlich wie auf Lepso oder auf Cryxtant, es herrschte uneingeschränkte Anarchie, es gab keine Gesetze, keine Behörde, die für Recht und Ordnung sorgte, dennoch triumphierte die Gesetzlosigkeit nicht. Trotz der Ähnlichkeit mit Orbana, der Hauptstadt von Lepso, konnte man sie nicht mit Nomwada vergleichen - denn Nomwada war einmalig.

Hier sah man Vertreter aller bekannten Fremdrassen - und Angehörige von Völkern, die in der Galaxis unbekannt waren. Man fand hier alle Wunder der Galaxis - und konnte viele unbekannte Wunder entdecken.

Es mußte für Payo Coq'Inoi leicht gewesen sein, in dieser Millionenstadt unterzutauchen und seinen Verfolgern *zu* entwischen. Ja, wenn ich ihm nicht die LAOKOON nachgeschickt hätte, würden wir nicht einmal wissen, daß er nach Garwinkel geflogen war. Denn die Männer der Space-Jet, die ihn hergebracht hatten, konnten mir bei ihrer Rückkehr nach Olymp keinerlei Auskünfte geben. Es war so gekommen, wie ich es von Anfang an vermutete - Payo Coq'Inoi hatte ihnen mit seinen hypnotischen Kräften die Erinnerung an diesen Flug genommen.

Daraufhin befahl ich Anfir Cryjonon und Jank Grimson, mit der LAOKOON auf Garwinkel zu bleiben und in Nomwada Nachforschungen zu betreiben. Ich würde das Ergebnis ihrer Bemühungen bald erfahren.

»Wann kommen wir endlich zur Roten Rotunde, Ayga?« erkundigte ich mich.

»Kommen, kommen«, zischte das Schlangenwesen und täzelte die ansteigende Straße hinauf.

Plötzlich sprang ein Schatten aus einem Hauseingang und

versperrte uns den Weg. Ich erkannte eine drei Meter große Echse, die in einen violett schimmernden Umhang gehüllt war. Große, hervortretende Augen starrten uns böse an, aus dem gefletschten Maul stachen vier Reihen messerscharfer Zähne heraus.

Dieses Ungetüm stand aufrecht und breitete die Arme mit den gebogenen Krallen zu ihrer ganzen Spannweite von vier Metern aus. Aus dem Echsenmund kamen eine Reihe unverständlicher Laute, die mein Translator nicht entschlüsseln konnte.

Tusin Randta schrie auf, wich vor Schreck einige Schritte zurück, stolperte auf dem unebenen Pflaster und stürzte zu Boden. Die Echse holte mit der einen Klaue zum Schlag aus — und sie hätte Randta zweifellos getötet, wenn Oro nicht sofort seinen Paralysator gezogen und abgedrückt hätte. Die Echse brach unter dem hochkonzentrierten Lähmstrahl zusammen.

Ich hatte inzwischen meinen Zierdegen gezogen, den ich durch einen Knopfdruck in eine Vibratorklinge umfunktionieren konnte. Damit war es mir möglich, selbst widerstandsfähigen Stahl wie Butter zu durchschneiden. Ich setzte der bewußtlosen Echse die Vibratorklinge an die Brust.

»Tötet nicht den Wahnhall! Schenkt ihm das Leben! Verschont ihn!«

Wir drehten uns alle drei um und sahen uns dem Roboter in der Maske eines grünhäutigen Humanoiden gegenüber.

»Welche Überraschung«, sagte ich. »Es wurde auch schon Zeit, daß du dich zu erkennen gabst, nachdem du uns eine Stunde lang verfolgt hast. Hast etwa du die Echse auf uns getetzt?«

Der als Humanoide verkleidete Robot schüttelte den Kopf.

»Nein. Ein Wahnhall läßt sich nicht befehlen. Er lebt sein

eigenes Leben, saugt die auf ihn einströmenden Gefühle anderer Lebewesen in sich auf und ernährt sich davon, wie behauptet wird. Im allgemeinen sind die Wahnalle friedlich.«

»Wie läßt es sich dann erklären, daß uns dieser hier töten wollte?« fragte ich.

»Es kann nur so sein, daß ihn Ihre Emotionen verwirrten oder ihm gar Schmerz zufügten«, antwortete der Roboter. »Verschonen Sie sein Leben, Sie retten so vielleicht das Ihre. Denn die Wahnalle sind tabu, wer einen von ihnen tötet, muß selbst sterben.«

Ich steckte die Vibratorklinge weg.

»Bist du uns nur deshalb gefolgt, um uns diese Ratschläge zu erteilen?« erkundigte ich mich. »Dann mußt du gewußt haben, daß uns die Echse hier auflauern würde.«

»Es verhält sich anders«, erklärte der Roboter. »Ich wußte nichts von dem Wahnhall - sagte ich nicht bereits, daß Wahnalle unbeeinflußbar seien? —, andererseits war ich überzeugt, daß es zu einem Zwischenfall kommen mußte. Sie sind fremd in Nomwada und kennen die Gefahren nicht. Sie brauchen einen Beschützer.«

»Wir haben schon einen Führer«, sagte ich.

»Gehabt«, korrigierte der Roboter. »Er ist beim Anblick des Wahnhalls geflüchtet. Sie brauchen also die Hilfe meines Herrn.«

»Und wer ist dein Herr?«

Die Antwort wurde über den Roboter gegeben. Aber nicht er selbst sprach, sondern eine andere Stimme kam aus seinem Lautsprechermund.

»Ich habe Sie seit der Landung Ihres Schiffes über die Sehorgane meines robotischen Dieners beobachtet«, sagte der Unbekannte, »und bin nun zu dem Entschluß gekommen, Ihnen meine Hilfe anzubieten. Folgen Sie meinem Robot, er

wird Sie zu mir führen.«

»Wir haben eine Verabredung«, sagte ich.

»Die kann warten«, ertönte es aus dem Mundlautsprecher des Robots. »Und außerdem würden Sie ohne einen verlässlichen Führer nie an Ihr Ziel gelangen. Seien Sie froh, daß Sie Ayga losgeworden sind. Er ist feige und hinterhältig, wie alle Ygainesen und hat Sie absichtlich in diesen entlegenen Bezirk geführt, um Sie bei nächster Gelegenheit zu überwältigen und seine Brut in Ihre Körper zu legen.«

Mich schauderte bei dem Gedanken, daß ich beinahe zum Träger einer Schlangenbrut geworden wäre.

»Was haltet ihr von diesem Angebot?« fragte ich meine beiden Begleiter.

»Es scheint, daß wir im Augenblick keine andere Wahl haben, als es anzunehmen«, meinte Oro Masut.

»Hören wir uns einmal an, was uns geboten wird«, sagte Rusin Randta. »Wir kommen so oder so zu spät zu unserer Verabredung.«

Das waren genau meine Überlegungen. Wer immer der Unbekannte war, er schien in Nomwada eine gute Position zu haben. Es sprach auch einiges dafür, daß er tatsächlich mit uns zusammenarbeiten wollte.

2.

Der Robot führte uns aus den Elendsvierteln von Nomwada heraus und brachte uns in einen vornehmeren Bezirk.

Hier waren die Straßen geradlinig, die Fronten der ein- bis zweistöckigen Häuser bestanden durchwegs aus einer Metalllegierung, die sich in den verschiedensten Farben darbot. Fenster waren an den bunkerartigen Bamverken keine zu entdecken, und ich hatte den Eindruck, daß sich hier eine Festung an die andere reihte.

Der Plastikbelag der Straßen wurde an verschiedenen Stellen, die willkürlich gewählt schienen, von unterschiedlich großen Rundbeeten unterbrochen, in denen exotische Blumen, Sträucher und Bäume wuchsen. Es wäre unmöglich gewesen, hier mit einem Bodenfahrzeug weiter als hundert Meter zu kommen. Tatsächlich hatte ich bisher noch kein einziges Fahrzeug im Luftraum oder in den Straßen von Nomwada gesehen. Nur auf dem Raumhafen wurden Lastentransporter eingesetzt. Ich fragte mich in diesem Augenblick ernsthaft, ob man die vierzig Kilometer zu Fuß zurücklegen mußte, wollte man von einem Ende der Stadt zum anderen. Erst später erfuhr ich, daß es eine ebenso schnelle wie außergewöhnliche Beförderungsmethode gab.

Seit wir den vornehmeren Bezirk mit den buntschillernden metallenen Häuserfronten betreten hatten, war uns niemand begegnet. Die Straßen waren wie ausgestorben.

»Gibt es hier keine Fußgänger?« erkundigte ich mich bei unserem Robot-Führer.

»In diesen Stadtteil kommen nur Leute, die auch hier wohnen«, antwortete er. »Hier ist man vor Belästigungen absolut sicher.«

Ich betrachtete die Fronten der bunkerartigen Gebäude, und mir war auf einmal, als ginge eine stille Drohung von ihnen aus. Im Geiste malte ich mir aus, daß, wenn sich ein Fremder hierher verirrte, aus verborgenen Öffnungen der scheinbar fugenlosen Hausmauern Geschützrohre hervorschnellen würden, daß sich Falltüren öffneten und hungrige Bestien entließen ...

Wir hatten unser Ziel erreicht - einen Bunker aus einer grünlich schillernden Metallegierung, der sich von den anderen nicht wesentlich unterschied. Der Robot wies uns an, auf jenen Teil der Wand zuzugehen, der sich durch eine kaum merkliche Verfärbung als Eingang zu erkennen gab.

Ich ging voran, Oro und Randta folgten. Wir kamen in eine geräumige, langgestreckte Halle, in deren Mitte sich eine kunstvolle Nachbildung der Milchstraße befand. Der vier Meter durchmessende Spiralnebel verfärbte sich ständig und befand sich in langsamer Drehung. Von irgendwoher wurde feiner Sprühregen herangeweht. Erst als ich die Miniaturgalaxis näher betrachtete, merkte ich, daß die einzelnen Sonnen aus lauter winzigen Wassertropfen bestanden, die durch ein Antigravfeld bewegt und geformt wurden.

Auf jeder Seite der Halle gab es sechs Stiegengänge, von denen jeweils die Hälfte ins Obergeschoß und die andere Hälfte in den Keller führten. Der Robot beachtete sie nicht, sondern führte uns zum anderen Ende der Halle. Als wir dort angelangt waren, löste sich die Wand plötzlich auf, und wir blickten in einen üppigen Garten.

Er war ein einziges Blütenmeer. Die Luft war trotz einer Fülle von berauschenenden Düften frisch und kühl. Die Atmosphäre war angereichert mit lauter winzigen Wassertropfen, in denen sich die Lichter brachen und die wie aus der Bahn geratene Miniatursonnen durcheinanderwirbelten. Es war das

raffinierteste Bewässerungssystem, das ich je gesehen hatte.

Wir folgten dem Robot in den Garten, und ich dachte, daß wir nun bis auf die Haut durchnäßt werden würden. Doch das erwies sich als Trugschluß. Die Wassertropfen umtanzten uns wie Mücken, aber kein einziger traf uns. Es war, als besäßen wir einen unsichtbaren Schutzschild.

Ebenso wie die Wassertropfen wichen auch die Pflanzen vor uns zurück, als wir in den tropischen Garten eindrangen.

Ich war so in die Betrachtung meiner phantastischen Umgebung vertieft, daß ich beim Anblick eines übergroßen menschlichen Schädels, der plötzlich durch das zurückweichende Pflanzengrün zu sehen war, erschrocken zusammenzuckte. Ich faßte mich wieder, dachte, daß es sich um ein mumifiziertes Geschöpf handle, das einen makabren Gartenschmuck abgab, doch dann öffnete sich ein großes rotes Auge, blickte mich an und schloß sich wieder. Es war ein rügender Blick gewesen, voll Unmut, den mir das rote Auge zugeworfen hatte, und mir wurde klar, daß ich das Wesen in seiner Meditation gestört hatte.

Gleichzeitig erkannte ich etwas anderes, nämlich, daß dieses meditierende Wesen - oder mehrere seiner Art - Urheber der Antigravitationsfelder sein mußte, die die Grundlage für dieses eigenwillige Bewässerungssystem waren.

Der Garten lichtete sich, und wir kamen an einen großen Teich, auf dem dicke, bis zu vier Meter durchmessende Blätter von Wasserpflanzen schwammen. Einige dieser Blätter trugen seltsam geformte Blüten, die in mir Assoziationen zu Raubtiermäulern weckten. Auf einem Blatt jedoch saß ein Mensch, ein Mann, der gut vierhundert Pfund wiegen mußte. Als er uns das Gesicht zuwandte, sahen wir, daß es halb von einem dichten roten Bart bedeckt war.

Oro Masut stieß einen gurgelnden Laut aus und wollte zur

Waffe greifen.

»Keine Unbesonnenheiten«, ermahnte ich ihn.

»Das ist ein Springer!« rief Oro erzürnt. »Er hat uns in eine Falle gelockt.«

»Abwarten«, riet ich.

Der rotbärtige Koloß glitt auf seinem riesigen Blatt langsam zu uns ans Ufer.

Oros Worte konnten ihm nicht entgangen sein, und er sagte: »Ja, ich entstamme dem Volk der Galaktischen Händler. Aber ich bin seit dreißig Jahren auf Garwankel und habe keine Beziehungen mehr zu den Springern. Natürlich weiß ich über die Vorgänge in der Galaxis Bescheid, auch, daß die Galaktischen Händler und die Organisation der Freifahrer einander befehdten. Aber das ist nicht mein Problem. Meine Interessen beschränken sich auf Garwankel.«

»Und welche Interessen haben Sie?« fragte ich.

»Kommen Sie zu mir aufs Wasser, hier läßt es sich gemütlicher plaudern«, erwiderte er. Als er Oros Zögern bemerkte, rief er lachend: »Keine Bange, die Blätter dieser mutierten Wasserrose können selbst einen Ertruser tragen.«

Wir kamen der etwas seltsamen Einladung des Springers nach und ließen uns von den Riesenblättern auf den Teich hinaus tragen.

»Nennen Sie mich Prygtin, so nennen mich alle in Nomwada«, sagte der Springer, als wir ihn erreichten. »Ihre Namen brauchen Sie mir nicht zu nennen, die kenne ich bereits. Fragen Sie mich nicht woher, ich habe viele Quellen. Wenn man es mir vielleicht auch nicht ansieht, so bin ich doch einer der mächtigsten Männer dieser Stadt, ja, des ganzen Planeten. Es gehört viel dazu, um es als Fremder auf Garwankel so weit zu bringen. Die Statistik zeigt, daß von hundert, die nach Garwankel kommen, nur einer überlebt, und von hundert

Überlebenden bringt es einer zu etwas. Das nur zur Einleitung, damit Sie mich nicht unterschätzen.«

»Warum wollen Sie uns beeindrucken, Prygtin?« fragte ich ruhig.

»Ich habe mich angeboten, Ihnen zu helfen. Sie sollen sehen, daß ich dazu durchaus in der Lage bin«, antwortete er.

»Warum glauben Sie, daß wir Ihrer Hilfe bedürfen?« fragte ich weiter.

Er hob seufzend die Arme und ließ sie wieder sinken. »Man kommt nicht des Müßigganges wegen nach Garwinkel. Entweder Sie haben die Gerüchte über Giryol Kenzys Schatz gehört und sind gekommen, ihn zu heben, oder Sie wollen auf andere Art und Weise zu Reichtum kommen. Vielleicht aber auch haben Träume Ihnen den Weg hierher gewiesen?«

Ich bemühte mich, ein abfälliges Lächeln zu zeigen und sagte so ruhig wie möglich: »Kommen viele irgendeines Traumes wegen nach Garwinkel?«

»Die meisten«, antwortete er ernsthaft. »Aber es handelt sich nicht um irgendwelche Träume, sondern um solche, die von den Wegoyi gesteuert werden. Wer einmal darauf anspricht, der kommt nicht mehr davon los.«

»Es hört sich beinahe so an, als wären die Wegoyi nicht gerade Ihre Freunde, Prygtin«, sagte ich vorsichtig.

Er lachte schallend: »Nein, als Freunde kann ich sie wirklich nicht bezeichnen.«

Ich atmete auf. »Wenn das so ist, läßt sich über eine Zusammenarbeit reden. Sagen Sie uns Ihren Preis.«

»Sie wissen, daß Geld auf Garwinkel keine Bedeutung hat. Deshalb werde ich für meine Dienste eine Gegenleistung von Ihnen verlangen. Aber soweit sind wir noch nicht. Informieren Sie mich erst einmal über Ihr Problem.«

»Im Augenblick möchten wir nur, daß Sie uns sicher zur

Roten Rotunde bringen«, verlangte ich.

Auf seinen wulstigen Lippen erschien e'n schwaches Lächeln, während er kaum merklich mit dem Kopf nickte.

»Meine Informationen stimmen also«, murmelte er vor sich hin. Dann hob er den Kopf und blickte mich an. »Sie können von Glück sagen, daß Ayga Sie nicht geradewegs zur Roten Rotunde gebracht hat. Sie wären ahnungslos in die Falle gegangen.«

Ich wollte etwas sagen, aber er unterbrach mich.

»Sehen Sie sich zuerst das Beweismaterial an, Roi. Dann reden wir weiter.«

Er ließ seinen Robot einen Mikrofilm auf eine schnell errichtete Kristallwand projizieren. Mir stockte dabei der Atem. Die Bilder zeigten, daß Cryjonon und Grimson von einigen bewaffneten Männern unbekannter Nationalität in einem Raum der Rotunde gefangengehalten wurden, während zwei Dutzend andere sich an allen Eingängen postiert hatten.

»Wer sind diese Männer?« fragte ich.

»Das werde ich noch herausfinden«, sagte Prygtin zuverlässig. »Im Augenblick weiß ich jedoch noch nicht mehr, als daß sie nicht von Garwinkel stammen. Sie können auch noch nicht lange hier sein, denn sonst wüßten sie, daß in den Rotunden das Asylrecht gilt.«

»Wenn Sie uns helfen wollen, Prygtin, müssen Sie uns zur Roten Rotunde bringen«, verlangte ich.

»Sachte, sachte«, meinte der Springer. »Um die Männer, die das Asylrecht mißachtet haben, werden sich die Wahnhalle kümmern. Und für Ihre Freunde werden meine Männer sorgen. Beruhigen Sie sich jetzt und sagen Sie mir, warum Sie nach Garwinkel gekommen sind. Dann sehen wir weiter.«

3.

Ich erzählte Prygtin, daß Lovely seit einem halben Jahr von Alpträumen geplagt wurde und sich dann Payo Coq'Inoi anvertraute, der ihn nach Garwinkel lockte. Die Einzelheiten, etwa daß Lovely das Oberhaupt der Freifahrerorganisation war, verschwieg ich. Das war eigentlich eine unnütze Vorsichtsmaßnahme, denn entweder wußte Prygtin sowieso Bescheid, oder er würde früher oder später doch alles erfahren. Wenn ihm der Name Lovely Boscyk geläufig war, so ließ er sich jedenfalls nichts anmerken.

Als ich geendet hatte, sagte Prygtin:

»Ihr Freund ist nicht der erste, der von den Wegoyi nach Garwinkel gelockt wurde und wird auch nicht der letzte sein. Ich weiß nicht, wie sie es anstellen, hypnosuggestive Traumbilder über parsekweite Strecken durch die Galaxis zu schicken und Menschen aller Völker dadurch zu beeinflussen, denn sie selbst sind nicht parapsychisch begabt. Feststeht aber, daß jährlich Tausende kommen, die behaupten, von Payocoq geschickt worden zu sein. Sie werden von der Inoi-Sekte wie Götter empfangen und dann geopfert.«

»Moment«, unterbrach ich ihn. »Ihre schnellen Gedankensprünge verwirren mich, Prygtin. Lovely hat mir nie den Inhalt seiner Alpträume erzählt. Ich weiß also nichts darüber. Doch habe ich Payocoq mit eigenen Augen gesehen. Oder sollte etwa Payo Coq'Inoi nicht mit Payocoq identisch sein?«

Prygtin lächelte. »Ich werde Ihnen den Glauben der Inoi-Sekte kurz umreißen, dann beurteilen Sie selbst, ob Sie Payocoq in Fleisch und Blut gegenübergestanden sind oder nicht.

Die Wegoyi, oder besser gesagt, die Mitglieder der Inoi-Sekte, die sich auch aus anderen Völkern rekrutieren, glauben

daran, daß sie früher in einer anderen Welt gelebt haben. Sie nennen es die Höhenwelt, oder auch >Welt der freien Seelen^ Der Herrscher dieses Paradieses war gerecht aber streng. Wer sich den Gesetzen nicht unterwarf, wurde in die Tiefe verstoßen. Die Tiefe, das ist bei den Inois dieses Universum, diese Galaxis oder auch der Planet Garwinkel.

Korkeion, der Herrscher der Höhenwelt, hatte schon viele sündige Menschen in die Tiefe verstoßen, Menschen aller Völker - ihre Nachkommen sind die heutigen Bewohner von Garwinkel.

Unter den Verstoßenen war auch ein Tagträumer, der Payo Coq'Inoi hieß. Weiter verstieß Korkeion auch seine drei mißratenen Söhne Aquill, Calluq und Giryol Kenzy. Aquill mußte die Menschen der Tiefe mit seinen Liedern und Bildern betören, Calluq wurde zu einem Ungeheuer mit vier Körpern und Giryol Kenzy bekam ein ausbruchsicheres Gefängnis. Die drei Brüder taten sich in der Tiefe mit dem Tagträumer Payo Coq'Inoi zusammen und beschlossen, mit Hilfe der Menschen aus der Tiefe alle Verbannten in die paradiesische Höhenwelt zurückzuführen. In den Schriften der Inoi-Sekte steht, daß dies alles vor unendlich langer Zeit geschehen ist.

Ist Ihnen nun klar, warum ich nicht glauben kann, daß Sie den Payocoq, der auch Payo Coq'Inoi genannt wird, gesehen haben, Roi? Er wäre heute Tausende von Jahren alt und müßte demnach die Unsterblichkeit besitzen.«

»Glauben Sie nicht daran, daß es Unsterblichkeit gibt?« fragte ich.

»Doch«, meinte er und wischte meinem Blick aus. Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: »Hören Sie weiter. In den Schriften der Inois heißt es, daß jedes der vier göttlichen Wesen eine bestimmte Aufgabe übernahm. Aquill, der Jünger der Schönen Künste, sollte mit seinen Traumbildern die Men-

schen der Tiefe nach Garwankel locken. Da aber nicht alle darauf ansprachen und die wenigen, die Aquills Botschaft empfingen, nicht wußten, wie sie Garwankel finden sollten, wurde Payo Coq'Inoi ausgeschickt, um die Träumer aufzustöbern und hierherzubringen. Bis heute kamen angeblich schon Millionen, die jedoch alle nicht würdig waren. Entweder waren sie nicht tapfer, nicht intelligent oder charakterstark genug, oder sie hatten sonstweiche Mängel. Die Schriften der Inois drücken sich hier nicht klar aus. Jedenfalls wurden sie alle Opfer des blutrünstigen Vier-Viertel-Calluq. Dazu sei gesagt, daß jene Menschen der Tiefe, die vom Payocoq geschickt wurden, die Aufgabe hatten, Giryol Kenzy aus seinem Gefängnis zu befreien. Erst wenn sich jemand findet, der ihn aus seinem Gefängnis erlöst, können die Verbannten in die Höhenwelt zurückkehren.

Das ist in groben Zügen die Religion der Wegoyi. Ich habe Ihnen diese Zusammenfassung gegeben, damit Sie sich vorstellen können, welches Schicksal auf Ihren Freund wartet. Entweder er erlöst den *Eingeschlossenen*, Giryol Kenzy, und verhilft den Bewohnern von Garwankel zur Rückkehr in die Höhenwelt, oder die Inoi-Sekte wirft ihn Vier-Viertel-Calluq vor.«

Prygtins Erzählung hatte mir Aufklärung über einige Zusammenhänge gegeben, die ich bisher noch nicht begriff. Lovelys Alpträume, Coqs Erscheinen auf Olymp, seine Bemühungen, Lovely von allen anderen zu isolieren und ihn in seine Abhängigkeit zu bringen, das alles paßte jetzt fast lückenlos zusammen. Dennoch war ich von der Art irritiert, in der mir Prytin diese Erklärungen gegeben hatte. Es schien, als glaube er selbst nicht daran.

»Warum zweifeln Sie eigentlich noch?« fragte ich ihn verständnislos. »Sie wissen, daß jährlich Tausende dem Zwang

der Träume folgen und nach Garwankel kommen. Sie erklären, in den Schriften der Inoi-Sekte stehe geschrieben, daß Aquill diese Medien durch seine hypnosuggestiven Traumbilder heranlocke. Im gleichen Atemzug rätseln Sie darüber, wie es den Wegoyi möglich sein kann, Menschen über parsekweite Strecken hinweg zu beeinflussen. Glauben Sie denn nicht an Aquills Existenz? Sie bezweifeln, daß es Payo Coq'Inoi gibt, Sie sprechen von Vier-Viertel-Calluq wie von einer Sagensgestalt. Aber Sie geben zu, daß jemand die Träumer nach Garwankel führt und daß sie hier, weil sie nach Meinung der rnois versagen, diesem Vier-Viertel-Calluq geopfert werden. Wo liegt eigentlich die Grenze zwischen Wirklichkeit und Phantasie?«

»Ich glaube, ich habe mich falsch ausgedrückt«, sagte Prygatin nachdenklich. Er schien nach den richtigen Worten zu suchen und erklärte dann: »Garwankel ist eine seltsame Welt, voll unergründlicher Geheimnisse und Rätsel, auf der unheimliche und unerklärliche Dinge passieren. Nehmen Sie die Wahnhalle. Man sagt, daß sie sich von den emotioneilen Ausstrahlungen anderer ernähren. Tatsache ist jedenfalls, daß sie störende Emotionsimpulse, die zumeist von Fremden kommen, empfangen und von ihnen in eine Art Blutrausch versetzt werden. Die Wahnhalle arbeiten gelegentlich mit Vier-Viertel-Calluq zusammen. Auch er existiert tatsächlich und ist, zusammen mit Aquill, der Wächter von Giryol Kenzys Kerker. Die Existenz dieser Wesen kann ich nicht bezweifeln, denn sie hinterlassen überall ihre Spuren. Ich glaube nur nicht an die Auslegungen der Inoi-Sekte. Sie sind religiöse Fanatiker, die sich ihren Gott Payocoq erschaffen und die gemeinsame Abstammung aus der paradiesischen Höhenwelt erfunden haben, nur um Giryol Kenzy und seine Höllengestalten vergöttern und die Menschenopfer rechtfertigen zu können.«

»Könnte in dem Aberglauben der Inoi-Sekte nicht doch noch etwas mehr Wahrheit stecken?« fragte ich. »Mir erscheint es recht glaubwürdig, daß sie Giryol Kenzy aus seinem Gefängnis befreien wollen.«

Prygtin lachte höhnisch.

»Giryol Kenzy wird sich hüten, seine Festung zu verlassen. Warum sollte es ihn auch nach Freiheit gelüsten, wo er so die Macht über Garwankel hat? Wenn er tatsächlich befreit werden wollte - ich würde sofort mit ihm tauschen.«

Ich betrachtete ihn und wußte Bescheid. »Jetzt ist mir klar, welche Gegenleistung Sie von uns erwarten. Sie verlangen, daß wir Sie dabei unterstützen, Giryol Kenzys Macht zu brechen. Dabei vergessen Sie jedoch, daß wir ganz andere Interessen haben.«

»Wer sagt das?« Er blickte mich aus seinen Schweinsäuglein erstaunt an. »Wenn Sie Lovely Boscyk befreien wollen, müssen Sie zwangsläufig auch gegen Giryol Kenzy vorgehen. Wir können Seite an Seite kämpfen.«

»Glauben Sie?«

»Ich bin überzeugt davon«, erklärte er. »Und ich werde Ihnen meinen guten Willen sofort beweisen. Im Payocoq-Tempel von Nomwada soll heute ein feierliches Ritual stattfinden. Ich habe gehört, daß ein Bote Payo Coq'Inois eingetroffen ist, der versuchen wird, den Vater der Wegoyi anzurufen. Dieses Schauspiel sollten Sie sich nicht entgehen lassen. Ich werde Sie gerne begleiten.«

»Und Sie glauben, bei dem Boten handelt es sich um Lovely Boscyk?«

Er zuckte die Achseln. »Möglich wäre es. Es kann nichts schaden, wenn Sie sich selbst überzeugen.« Als er sah, daß ich an meinem Armband-Visiphon hantierte, fügte er schnell hinzu: »Rufen Sie nicht Ihr Schiff um Verstärkung an. Zu viele

Fremde würden nur die Wahnhalle unruhig machen. Ich werde ein Dutzend meiner besten Männer mitnehmen. Das sollte genügen, falls es zu einem Zwischenfall kommt.«

Prygtins »beste Männer« waren Zwerge mit einer dunkelbraunen, lederartigen Haut und besaßen überdimensionale, kahle Schädel, mit großen, roten Augen in dem kleinen Gesicht. Ich hatte einen dieser Gnome bereits bei meiner Ankunft in Prygtins Garten gesehen.

Der Springer nannte sie Vanymos und sagte, daß es sich um Mutanten mit parapsychischen Fähigkeiten handle. Andererseits besäßen sie jedoch nur eine geringe Intelligenz, so daß sie ihre Talente nicht selbst einsetzen konnten und stets jemanden brauchten, der sie lenkte.

Die zwölf Vanymos setzten sich im Kreis auf den Boden. Oro Masut, Tusin Randta, Prygtin und ich, wir stellten uns in die Mitte. Der Springer gab einen kurzen Befehl, die Mutanten schlössen ihre Augen, beugten ihre Oberkörper weit nach vorne, so daß ich schon glaubte, ihre Köpfe würden das Übergewicht bekommen und zu Boden fallen.

Plötzlich spürte ich einen Zug in meinem Magen und hatte das Gefühl, schwerelos zu schweben. Gleich darauf verschwand dieses Gefühl und ich spürte wieder festen Boden unter den Füßen.

Ich blickte um mich.

Wir befanden uns nicht mehr in dem üppigen Garten, sondern auf einem riesigen Platz, der von Tausenden von verschiedenartigen Lebewesen bevölkert war.

»Deshalb sind wir noch keinem einzigen Fahrzeug begegnet«, ließ sich Oro Masut mit dröhrender Stimme vernehmen. Er grinste, was sein mit blauroten Narben überdecktes Gesicht nicht gerade verschönte. »Ich muß sagen, Teleportation ist auch eine viel bequemere Art der Fortbewegung.«

»Verlassen Sie den Kreis, damit er für den nächsten Transport frei wird«, drängte Prygtin und watschelte zum Rand des mit bunten Mosaiksteinen bedeckten Quadrats. Die großköpfigen Vanymos liefen ihm mit trippelnden Schritten nach und drängten sich wie schutzbedürftige Kinder um ihn.

Wir hatten kaum die Fläche verlassen, da materialisierte die nächste Gruppe hinter uns: drei Vanymos, die zwei mehr als zwei Meter große, in prunkvolle Gewänder gekleidete Echsenwesen bei sich hatten.

Prygtin deutete nach vorne, auf die andere Seite des Platzes, wo ein Gebäude stand, das alle anderen um mehr als die Hälfte überragte. Es war mir sofort aufgefallen. Nicht nur wegen seiner Größe, sondern auch wegen seiner eigenwilligen Form. Seine Vorderfront war hundert Meter breit und trapezförmig. Während die schräg nach oben verlaufenden Seitenwände glatt und fensterlos waren, hoben sich von dem flachen Dach unzählige verschiedenhohe Türme und Türmchen ab.

»Das ist der Payocoq-Tempel«, erklärte Prygtin.

Ich machte eine Handbewegung, die die gesamte Menge auf dem ausgedehnten Platz einschloß. »Und das sind alles Mitglieder der Inoi-Sekte?«

Die Vanymos gingen voran und bahnten uns einen Weg durch die Menge.

»Keineswegs«, antwortete Prygtin. »Sie haben gehört, daß die Inois für heule das Erscheinen Payo Coq'Inoi prophezeit haben und kamen nur aus Neugierde. Glauben Sie mir, Roi, daß die meisten diese Nachricht skeptischer aufgenommen haben als ich.«

»Mich würde es nicht wundern, wenn Payo Coq'Inoi tatsächlich in Erscheinung trate«, sagte ich. »Schließlich bin ich ihm von Olymp nach hier gefolgt.«

Prygtins wulstige Lippen dehnten sich zu einem Grinsen.

»Wer sagt, daß der Wegoya, den Sie als Payo Coq'Inoi kennen, der Payocoq der Inoi-Sekte ist? Die Inois glauben daran, daß der Payocoq nach seiner ruhelosen Wanderung durch die Tiefe nach Garwinkel zurückkehren wird und sie in die Höhenwelt führt. Seine Rückkehr ist identisch mit dem Einzug ins Paradies. Glauben Sie wirklich, daß wir diesen großen Moment in Kürze miterleben werden? Nein, natürlich nicht! Sie sollten sorgsamer mit den Begriffen des Inoi-Glaubens umgehen und weniger Parallelen zur Realität ziehen.«

»Mir ist im Grunde genommen egal, wer Payo Coq'Inoi ist«, sagte ich verstimmt. »Er hat Lovely Boscyk in die Falle gelockt, dafür werde ich ihn zur Rechenschaft ziehen.«

Wir erreichten den Tempel. Als die Vanymos vor dem fünf Meter hohen, kunstvoll geschnitzten Torbogen ankamen, blieben sie stehen. Auf einen Wink Prygtins hin ließen sie sich links und rechts des Eingangs nieder.

»Warum kommen sie nicht mit?« erkundigte sich Tusin Randta mißtrauisch.

»Die Vanymos sind selbst nicht gläubig, achten aber den Glauben der anderen«, antwortete Prygtin. »Sie wissen, daß sie mit ihrer Anwesenheit den Tempel entweihen würden. Außerdem scheuen sie eine Begegnung mit den Wahnhallen.«

»Und wir dürfen den Tempel betreten?« wunderte sich Randta.

»Niemand wird uns daran hindern«, sagte Prygtin herablassend und fügte spöttisch hinzu: »Aber wenn Sie Gewissensbisse haben, dann warten Sie auch hier draußen auf uns.«

Ich mischte mich ein.

»Sagten Sie nicht, daß Sie die Vanymos zu unserem Schutz mitnehmen würden, Prygtin«, erinnerte ich ihn.

»Solange wir im Tempel sind, werden wir nichts zu be-

fürchten haben«, sagte er knapp. Gedämpft fügte er hinzu: »Hoffentlich.«

Wir betraten zu viert die Tempelhalle, die nur von zwei schwachen, kalten Lichtquellen erhellt wurde. Das Licht kam vom anderen Ende der Halle, wo so etwas wie ein Altar stand, und stammte von zwei Statuen, die sitzende Wegoyi darstellten.

Prygtin bahnte sich einen Weg durch die versammelten Sektenmitglieder, die sich hauptsächlich aus mir unbekannten Fremdrassen zusammensetzten. Ich entdeckte aber auch einige Wegoyi, doch waren sie alle um gut einen halben Meter größer als Payo Coq’Inoi. Dies fiel mir sofort auf, und ich begann mit der Suche nach einem Wegoya, der von kleinerem Wuchs war. Aber ich sah keinen. Sie waren alle an die zwei Meter groß. Außerdem stellte ich fest, daß ihre Haut von einem matten Rubinrot war, bei keinem entdeckt ich eine kristalline Struktur.

Das konnte bedeuten, daß Coq vielleicht doch etwas Besonderes war? Vielleicht waren die Wegoyi im Laufe von Jahrtausenden mutiert, hatten die kristalline Struktur ihrer Haut eingebüßt, waren größer geworden und hatten ihre schwachen parapsychischen Fähigkeiten verloren? Wenn dem so war, dann würde es zutreffen, daß Coq etliche tausend Jahre alt war ...

Während ich Prygtin durch die dichtgedrängten Sektenmitglieder nach vorne zu den Altaraufbauten folgte, spürte ich immer stärker die Bedrohung, die in der Luft lag. Sie stürmte von allen Seiten auf mich ein und setzte sich in meinem Geist fest.

Meine Rechte lag auf dem Knauf der Perkussionspistole, in die der Paralysator eingebaut war. Als ich mich nach Randta und Masut umdrehte, merkte ich am Ausdruck ihrer Gesich-

ter, daß sie ähnlich empfanden wie ich. Auch sie mußten die Bedrohung spüren, die sich uns wie eine unsichtbare Barriere entgegenwarf.

Wir waren noch zwanzig Meter von den Altaraufbauten entfernt, als sich uns zwei drei Meter große Echsenwesen entgegenstellten. Sie hatten ihre violetten Umhänge um ihre Echsenkörper geschlungen, als frönen sie. Ich sah die vier Reihen messerscharfer Zähne, die großen, hervorquellenden Augen starr auf uns gerichtet und wußte, daß die geistige Bedrohung von diesen Wesen kam.

Wahnalle!

Prygtin blieb stehen.

»Warum gehen Sie nicht weiter?« raunte ich dem Springer zu.

»Unmöglich«, flüstert er mit belegter Stimme. »Die Wahnalle haben Abwehrstellung gegen uns bezogen. Die würden uns in Stücke reißen, wenn wir auch nur einen Schritt täten.«

»Sagten Sie nicht, daß uns innerhalb des Tempels keine Gefahr drohe?« hielt ich ihm vor.

Er zuckte die massigen Schultern. »Ich dachte nicht, daß unsere Emotionen dermaßen provozierend für die Wahnalle wären.«

Damit war das Thema für ihn beendet.

Aber nicht für mich.

Ich hatte inzwischen eine Entdeckung gemacht. Vor den Tempelaufbauten, am Fuße einer breiten steinernen Treppe stand ein Humanoid, der in einen weiten, rubinroten Umhang gehüllt war. Als er den Kopf etwas zur Seite drehte, erkannte ich das Profil von Lovely Boscyk!

Und noch etwas hatte ich entdeckt. Die beiden kristallenen Statuen, von denen das kalte Licht ausging, entsprachen in

ihrer Größe und in ihrem Aussehen in allen Einzelheiten Payo Coq'Inoi. Sie sahen ihm so stark ähnlich, daß ich nicht glauben konnte, daß es sich nur um Statuen handelte. Sie schienen zu leben.

»Machen Sie Platz«, sagte ich zu Prygtin und schob ihn beiseite. Ich näherte mich den beiden Echsenwesen und zog gleichzeitig den als Perkussionspistole gestarteten Paralysator. Als die beiden Wahnhalle merkten, daß ich mich von ihrer drohenden Haltung nicht abschrecken ließ und unbeirrbar auf sie zuschritt, durchlief ein Zittern ihre mächtigen Körper, aus ihren Mäulern kam ein heiseres Röcheln.

Da schoß ich.

Sie brachen lautlos zusammen. Die Umstehenden nahmen keine Notiz davon, sondern starrten gebannt und verzückt zu den beiden Kristallstatuen.

»Jetzt kommen wir nicht mehr lebend hier heraus«, sagte Prygtin mit zitternder Stimme.

Ich antwortete nicht, denn in diesem Augenblick begann das Zeremoniell. Die Wegoyi, die im Halbkreis um die beiden Kristallstatuen standen, hoben ein elegisches Gesumme an, in das die Sektenmitglieder einstimmten. Sie begannen ihre Körper zu wiegen und in einem bestimmten Rhythmus mit den Beinen auf dem Boden aufzustampfen.

Bei jedem Aufstampfen setzte der humanoide in dem rubinroten Umhang einen Fuß vor den anderen und stieg mit abgehackten Bewegungen die breite Treppe zum Altar hinauf.

Ich hielt den Atem an.

»Ist das tatsächlich Kaiser Boscyk?« fragte Tusin Randta neben mir.

Ich nickte abwesend, starrte gebannt zum Altar und harrte mit Spannung der Dinge, die da kommen würden.

Lovely hatte die Treppe hinter sich gelassen und schritt nun auf die beiden Kristallgötzen zu. Als er drei Meter von ihnen entfernt war, senkte sich Stille über die Tempelhalle. Die Wegoyi beim Altar stellten das schwermütige Gesumme ein, die Sektenmitglieder stampften nicht mehr mit den Beinen auf.

Lovely blieb stehen. Eine Weile stand er bewegungslos da, dann streckte er die Rechte von sich und öffnete die Hand. Darin funkelte ein Kristall.

Ein Seufzen ging durch die Reihen der Sektenmitglieder.

Lovely setzte sich wieder in Bewegung. Er hielt auf die linke der beiden Statuen zu, nahm den Kristall zwischen zwei Fingern und hob ihn hoch.

Wieder ging ein Seufzen durch die Menge.

Jetzt erst merkte ich, daß die linke Statue auf der Brust einen kleinen, dunklen Fleck aufwies. Es hatte den Anschein, als fehle dort ein Kristall. Ich wußte, was nun kommen würde. Dennoch war ich wie gebannt von den Geschehnissen. Den anderen erging es ebenso.

Lovely senkte in einer feierlichen Geste die Hand mit dem Kristall und fügte ihn langsam an der freien Stelle der Statue ein. Plötzlich erstrahlte diese in einem hellen Licht, so als hätte ihr der einzelne Kristall besondere Leuchtkraft verliehen. Der Schein der Kristalle wurde schwächer, flackerte, die Kristalle schienen zu pulsieren - und die Statue bewegte sich.

Nun bestand für mich kein Zweifel mehr.

Das war Payo Coq'Inoi!

Mir war auch sofort klar, daß er für die Sektenmitglieder Payocoq verkörperte, auf dessen Rückkehr sie Jahrtausende gewartet hatten.

Die heilige Stille, die bisher in der Tempelhalle geherrscht hatte, barst in einem Schrei aus Tausenden von Kehlen.

Der Tempel verwandelte sich in ein Tollhaus. Durch die ekstatisch zuckende, brüllende, wogende Menge hindurch sah ich, daß sich die Wegoyi auf dem Podest um Coq und Lovely geschart hatten. Alle Wahnalle hatten sich aus der Tempelhalle zu den Altaraufbauten zurückgezogen und sperrten den Zugang ab.

Lovely und Coq wurden von den Wegoyi auf eine reichlich geschmückte Trage gehoben und in Richtung einer Türöffnung hinter den Teinpelaufbauten getragen.

»Lovely, wir holen dich heraus!« schrie ich aus voller Kehle und kämpfte mir einen Weg durch das Gewirr von wild zukkenden Leibern.

»Wir sind verloren«, jammerte Prygtin, holte einen Strahler hervor und wehrte damit die außer Rand und Band geraute Meute ab, die ihn unter sich zu begraben drohte.

Tusin und Oro Masut hatten meine Absicht erkannt und folgten mir in Richtung des Altars. Der Ertruser mit seinen übermenschlichen Kräften hatte keine Mühe, die zumeist schwächlichen Wesen aus dem Weg zu schaffen. Tusin Randta setzte seinen Paralysator ein. Als Oro Masut an mir vorbei wollte, um mich mit seinem breiten Körper zu schützen, rief ich ihm zu:

»Gib Lovely ein Zeichen!«

Oro nickte verstehend. Dann holte er tief Luft und rief Lovelys Namen in solcher Lautstärke, daß das Gebrüll der verzückten Menge zu einem unscheinbaren Gemurmel degradiert wurde.

Und noch einmal: »Kaiser Boscyk!«

Einige der umstehenden Sektenmitglieder wurden durch seine donnerartige Stimme aus der Ekstase gerissen und versuchten, in panischer Angst aus seinem Bereich zu kommen. Oro Masut mußte bis in den letzten Winkel des Tempels ge-

hört worden sein.

Auch Lovely hatte den Ruf vernommen. Ich sah, wie er zusammenzuckte, als er seinen Namen vernahm. Sein Blick irrte über die wogende Masse dahin, dann blieb er auf Oro Masut hängen.

In seinem Gesicht zeigte sich grenzenlose Bestürzung. Er kletterte von der Trage und verschwand durch den Ausgang hinter den Tempelaufbauten.

Ich war wie benommen. Es konnte keinen Zweifel geben, daß Lovely vor uns, seinen Befreiern, geflüchtet war! Ich brauchte einige Sekunden, um meine Fassung wieder zu gewinnen. Mein Entschluß stand im gleichen Augenblick fest. Und wenn sich Lovely noch so wehrte, ich würde ihn auch gegen seinen Willen nach Olymp zurückbringen!

Wir hatten die fanasierte Meute der Inois hinter uns gelassen und standen der geschlossenen Front der Wahnhalle gegenüber.

5.

Die Wahnhalle rasten.

Ich war nahe daran zu glauben, daß sie sich tatsächlich von den Emotionen anderer ernährten. War dem so, dann mußten unsere Gefühlsausstrahlungen Gift für sie sein. Wir waren Fremde in dieser Welt, wir dachten in ganz anderen Bahnen, unser ganzes Streben unterschied sich grundlegend von dem der auf Garwinkel lebenden Wesen. Unsere Emotionen bekamen den Wahnhallen nicht, sie waren für sie, wenn man so sagen wollte, eine »unverdauliche Kost«.

Deshalb rasten sie.

Es schien, als halten sie vollkommen die Orientierung verloren und konnten Freunde und Feinde nicht mehr voneinander unterscheiden. Sie hatten wahllos alles angegriffen, das ihnen zu nahe gekommen war.

Jetzt waren die Sektenmitglieder aus der Altarzone geflüchtet, und wir standen den Wahnhallen gegenüber. Es blieb keine Zeit, sich miteinander zu besprechen, wir mußten uns jeder *so* gut es ging unserer Haut erwehren.

Ich streckte zwei Wahnhalle, die sich auf mich stürzen wollten, mit einem einzigen gefächerten Strahl des Paralysators nieder. Aber die so entstandene Lücke wurde sofort von einem anderen Wahnhall geschlossen. Er hob einen seiner gelähmten Artgenossen auf und schleuderte ihn mir entgegen. Ich hatte gerade noch Zeit, mich abzuducken und den nachstürmenden Wahnhall ins Bein zu schießen. Er brach mit einem wütenden Aufschrei zusammen, griff noch im Fallen mit einer seiner klauenartigen Hände nach mir und bekam mein Bein zu fassen. Ich spürte, wie sich seine Krallen tief in meine Wade gruben und verlor den Halt. Der Wahnhall schleifte

mich am Boden zu sich heran und hob die andere Pranke zürn tödlichen Schlag.

Da mir bei dem Sturz der Paralysator entfallen war, blieb mir nur noch der Degen mit der Vibratorklinge. Ich holte ihn blitzschnell aus der Scheide und entledigte mich des Wahnhalls durch zwei kreuzweise geführte Streiche.

Oro Masut hob gerade einen Wahnhall hoch über den Kopf, warf ihn drei Angreifern entgegen und stürzte sich dann in das so entstandene Getümmel. Er nahm es mit bloßen Fäusten gegen die Wahnhalle auf.

Prygtin stand mit dem Rücken zum Altarpodest und schoß mit seinem Strahler kaltblütig die Wahnhalle ab, die ihn bedrängten. Er war blaß im Gesicht, auf seiner Stirn stand Schweiß - er schien mit dem Leben abgeschlossen zu haben, es aber andererseits so teuer wie möglich verkaufen zu wollen.

Tusin Randta lag unter zwei paralysierten Wahnhallen und konnte sich nicht aus eigener Kraft von ihrem Gewicht befreien. Ich kam ihm zu Hilfe. Ich hatte einen der leblosen Körper gerade zur Seite geschafft und wollte mich an die Beseitigung des anderen machen, da kam Oro Masut heran, hob den Wahnhall fast mühelos auf und wollte ihn den Angreifern entgegenschleudern.

Aber er tat es nicht. Mit dem Wahnhall in den muskulösen Armen stand er da. Auf seinem zernarbtens Gesicht lag ein Ausdruck grenzenlosen Erstaunens. Die verbliebenen Wahnhalle stellten ihre Feindseligkeiten von einem Augenblick zum anderen ein, sie entspannten sich, drehten sich um und verschwanden in der wogenden Menge, die am Höhepunkt ihrer Ekstase angelangt zu sein schien.

Oro Masut ließ den bewußtlosen Wahnhall langsam zu Boden gleiten.

»Kann mir einer von euch sagen, was plötzlich in diese verrückten Echsen gefahren ist?« wunderte er sich. »Gerade als es gemütlich geworden ist, nehmen sie Reißaus!«

»Zermartere dir deswegen nicht das Gehirn«, sagte ich und eilte bereits die Treppe zum Altar hinauf. »Jetzt müssen wir uns um Lovely kümmern.«

Ich konnte mir schon denken, warum sich die Wahnhalle so plötzlich zurückgezogen hatten. Wahrscheinlich hatte Payo Coq'Inoi sie mit seiner hypnosuggestiven Fähigkeit dazu gezwungen, als er merkte, daß sie gegen unsere Waffen ohnehin nichts ausrichten konnten.

Als ich den Altar erreichte, fehlte von Coq jede Spur. Auch die anderen Wegoyi waren verschwunden. Ich umrundete die Altaraufbauten, hinter denen ich den Ausgang wußte, durch den Lovely verschwunden war. Aber als ich die Stelle erreichte, befand sich hier eine massive Mauer aus Steinquadern.

»Mich kann Zwerp Coq nicht täuschen«, sagte Oro knurrend, als er zu mir kam und sah, daß uns eine Mauer den Weg versperrte. »Hier existiert keine Mauer, alles nur Suggestion.«

Er nahm einen Anlauf, rannte gegen die Mauer an und prallte zurück.

Prygtin, der mit Randta nachgekommen war und Oros mißglückten Versuch, das Hindernis zu durchdringen, sah, riet mir: »Kehren wir um, Roi. Noch können wir den Tempel verlassen. Aber wenn die Sektenmitglieder erst zur Besinnung kommen und entdecken, was wir mit den Wahnhallen getan haben, werden sie uns zerfleischen.«

Ich warf ihm einen abfälligen Blick zu. »Irgendwo hinter dieser Mauer befindet sich ein Freund von mir. Ich habe mir vorgenommen, ihn zu befreien und werde mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.«

Noch während des Sprechens hatte ich den als Perkussionspistole getarnten Desintegrator gezogen und auf die Wand gerichtet. Ich achtete nicht auf die Einwände, die Prygtin vorbrachte, und drückte ab. Die einen Meter dicke Steinwand löste sich auf. Als eine mannsgroße Öffnung entstanden war, steckte ich die Desintegrator-Perkussionspistole weg und kletterte hindurch. Ich kam in einen sechs mal vier Meter großen Raum, der keinen Ausgang zu haben schien.

Oro Masut, der sich ächzend und stöhnend durch die Öffnung gezwängt hatte, beklagte sich: »Das nächstmal, wenn Sie einen Durchlaß schaffen, dann denken Sie bitte daran, daß er groß genug für einen Ertruser ist, Sir.« Er unterbrach sich und blickte sich verblüfft um. »Nanu? Sind wir schon wieder eingemauert?«

»Kehren wir um, Roi!« drängte Prygtin wieder. »Ohne Mutanten können wir hier nichts ausrichten. Sie können nicht alle Mauern niederreißen, bis Sie zufällig auf jenen Raum stoßen, in dem sich Ihr Freund aufhält. Wahrscheinlich hat man ihn schon lange aus dem Tempel fortgebracht.«

»Mir scheint, Sie haben Ihren Plan, Giryol Kenzy zu stürzen, schnell aufgegeben«, sagte ich spöttisch.

»Ich kenne meine Grenzen«, entgegnete er. »Ich weiß, daß ich ohne die Hilfe von Mutanten auf verlorenem Posten stehe. Wir brauchen die Vanymos, damit sie uns den richtigen Weg zeigen.«

Ich nickte. »Sie haben in einer Beziehung recht, Prygtin. Ich kann nicht den ganzen Tempel abtragen, um an mein Ziel zu gelangen. Aber so schnell kapituliere ich dennoch nicht. Dieser Raum muß einmal einen Ausgang besessen haben. Es muß auch für uns eine Möglichkeit geben, ihn zu finden.«

Prygtin schüttelte verständnislos den Kopf. »Sie laufen mit offenen Augen in den Tod, Roi. Ich nehme an, Sie werden sich

mir unter keinen Umständen anschließen und mit mir den Tempel verlassen?«

»Lovely ist hier irgendwo. Ich werde ihn finden!« sagte ich unnachgiebig. Ich wußte, daß es einem Selbstmord gleichkam, sich noch länger im Tempel aufzuhalten. In jedem Korridor, in jedem Raum, den wir betreten würden, konnten unzählige unbekannte Gefahren lauern. Aber ich wollte von dem einmal gefaßten Entschluß nicht mehr abgehen. Ich war Lovely so nahe, daß ich einfach nicht aufgeben konnte.

»Ich betrachte Sie immer noch als Partner, obwohl sich jetzt unsere Wege trennen werden«, sagte Prygin bekümmert. »Deshalb, und nur, weil ich hoffe, daß Sie vielleicht doch mit dem Leben davonkommen und wir noch zusammenarbeiten werden, will ich Ihnen zeigen, wie Sie den Ausgang finden können.«

Er stellte sich in die Mitte des Raumes, auf seinem Gesicht erschien ein Ausdruck angestrengter Konzentration. Plötzlich merkte ich aus den Augenwinkeln, daß mit der Wand rechts von mir eine Veränderung vor sich ging. Als ich mich in diese Richtung wandte, sah ich, daß die Steinquadern zur Seite glitten, sich ineinander verschoben und eine zweieinhalf Meter hohe und eineinhalb Meter breite Öffnung freigaben.

Prygin drehte sich lächelnd zu mir. »Als ich noch in Wegoy war, habe ich gelernt, die Türen der Wegoya-Behausungen, die alle auf diesem Prinzip beruhen, zu handhaben. Die Wegoya-Türen öffnen und schließen sich auf den entsprechenden Gedankenbefehl hin. Man braucht keineswegs parapsychische Begabung, um diesen Trick zu beherrschen. Es ist ganz einfach, man muß sich nur mit der nötigen Willenskraft darauf konzentrieren. Sehen Sie!« Er wandte sich der Öffnung zu - und die Steinquadern schoben sich wieder davor, bis die Wand wieder geschlossen war. Er lächelte mir aufmunternd

zu. »Jetzt versuchen Sie es.«

Ich starrte die Wand an, als wollte ich sie hypnotisieren und dachte angestrengt: *öffne dich! öffne dich!* Und tatsächlich wichen die Steine zur Seite.

»Warum haben Sie mir das bisher verschwiegen, Prygtin?« wollte ich wissen.

»Ich wollte Sie vor einem Selbstmord bewahren«, antwortete er gleichmütig. »Aber da Sie nicht zu belehren sind, sollen Sie wenigstens nicht völlig hilflos sein. Ich verlasse jetzt den Tempel, weil ich mir keine Chancen ausrechne. Aber vielleicht kann ich noch rechtzeitig mit Verstärkung eintreffen, um das Schlimmste zu verhindern. Leben Sie wohl, Roi.«

Ohne auf eine Entgegnung von mir zu warten, zog er sich durch die Öffnung zurück, die ich mit dem Desintegrator geschaffen hatte.

»Feigling!« stellte Oro dröhnend fest. »Und so einer behauptet, der zweitmächtigste Mann dieses Planeten zu sein.«

»Warum auch nicht?« meinte ich. »Prygtin kann, auf sich alleine gestellt, schwach und hilflos sein, aber indem er die Fähigkeiten seiner Verbündeten und Helfer miteinander koordiniert, schafft er einen Machtfaktor.«

Ich trat durch die rechteckige Öffnung und kam in einen Korridor. Wie nicht anders erwartet, gab es auch hier keine Türen. Aber ein konzentrierter Gedankenbefehl, einige Male wiederholt, genügte, um gleich drei Öffnungen entstehen zu lassen. Die darunterliegenden Räume waren alle ziemlich klein und leer.

Es war eigentlich egal, durch welchen wir unseren Weg fortsetzten, denn wir wußten ohnehin nicht, in welche Richtung wir uns wenden mußten. Es schien mir beinahe so, als würden Payo Coq'Inoi und die anderen Wegoyi vor uns herlaufen und Katz und Maus mit uns spielen.

Nachdem ich entscheiden hatte, daß wir den Weg durch den letzten Raum auf dem Korridor fortsetzen, kamen wir durch eine Reihe weiterer Räumlichkeiten, ohne daß uns Hindernisse in den Weg gelegt worden wären. In einigen erblickten wir einfache Schlafstätten, aber nirgends begegneten wir einem Lebewesen. Der Tempel war wie ausgestorben. Das alles deprimierte uns, aber es machte uns auch unvorsichtig.

Der zwölften oder dreizehnten Raum, in den wir kamen, war wieder leer. Er unterschied sich von den anderen nur, daß hier der Sesam-öffne-dich-Spruch keine Wirkung zeigte. Es tat sich keine Öffnung auf! Als wir umkehren wollten, hatte sich die Wand hinter uns geschlossen und reagierte auf meine Gedankenbefehle nicht.

»Jetzt bleibt uns keine andere Wahl, als die direkte Methode anzuwenden«, sagte er und richtete den Strahler gegen die Wand.

»Nein, das werden wir nicht tun«, erklärte ich. Oro starnte mich verständnislos an. Ich fuhr lächelnd fort: »Ich habe den Verdacht, daß hier Coq seine Fähigkeiten im Spiel hat. Vielleicht gaukelt er uns nur vor, daß die Wände hier massiv sind. Wenn wir auch visuell nicht erkennen können, ob es eine Öffnung gibt, so müßten wir sie doch finden, wenn wir die Wände untersuchen.«

Ich tastete mich die eine Wand entlang, während Tusin Randta und Oro dasselbe bei den anderen, beiden taten.

»Hier ist eine Öffnung!« rief Randta.

Als ich mich umdrehte, war er schon mit halbem Körper in der massiv erscheinenden Wand verschwunden.

»Zurück!« rief ich ihm zu, aber es war bereits zu spät. Die Wand hatte ihn verschluckt.

Oro schickte sich an, ihm zu folgen.

»Sei vorsichtig, es könnte eine Falle sein«, ermahnte ich

ihn.

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Wenn Tu sin in Schwierigkeiten ist, muß ich ihm helfen.«

Gleich darauf verschwand auch er durch die Wand, die an dieser Stelle nichts anderes als eine Para-Projektion war. Ich faßte den Vibrator-Degen fester, tastete den unsichtbaren Rand der Öffnung ab und schob mich vorsichtig hindurch.

Für einen Moment wurde es um mich dunkel, dann sah ich in einen Raum hinein, in dem sechs Vanymos im Halbkreis saßen. Die Öffnung, durch die ich trat, befand sich in ihrem Mittelpunkt. Von Oro und Randta fehlte jede Spur. Da wußte, ich daß die Vanymos ein Teleporterfeld aufgebaut und die beiden mit unbekanntem Ziel abgestrahlt hatten. Ich handelte instinktiv. Ich spürte die Gefahr und brachte mich durch einen Satz aus dem Halbkreis der Mutanten heraus.

Als ich mich nach den Vanymos umdrehte, schienen sie sich in Luft aufzulösen. Es sah so aus, als hätten sie sich durch einen Teleportersprung in Sicherheit gebracht. Doch daran, daß sie alle sechs gleichzeitig verschwunden waren, erkannte ich, daß es sich um ein hypnosuggestives Täuschungsmanöver Payo Coq'Inois handeln mußte.

Ich griff ins Leere und bekam einen Vanymo am Hals zu fassen. Ich hielt ihm die Vibratorklinge des Degens entgegen und sagte drohend:

»Wenn du mir nicht sagst, wohin ihr meine Freunde gebracht habt, schneide ich dir die Kehle durch.«

An dem unterdrückten Aufschrei, den er von sich gab, erkannte ich, daß er Interkosmo verstand. Ich konnte ihn immer noch nicht sehen, aber ich fühlte seinen zitternden Körper in der Hand. Die Situation war eigentlich grotesk und widersinnig - da bedrohte ich einen Mutanten, der sich mit einem einzigen Teleportersprung in Sicherheit bringen konnte.

Daß er es nicht tat, bewies die Richtigkeit von Prygtins Wörtern, der gesagt hatte, daß Vanymos nicht in der Lage waren, selbständige Entscheidungen zu treffen.

»Sprich endlich, oder . . .« Ich sprach die Drohung nicht aus.

Denn in diesem Augenblick materialisierte Payo Coq'Inoi im Raum. Die Kristalle an seinem Körper funkelten in einem milden Licht. Damit wollte er mir zeigen, daß er mit freund-schaftlichen Absichten gekommen war. Er winkte mich mit einer graziösen Handbewegung zu sich heran.

»Haben Sie die Sprache verloren, oder haben Sie mir nur eine Projektion von sich geschickt?« erkundigte ich mich.

Er nickte bestätigend und gab mir wieder mit Handbewe-gungen zu verstehen, daß ich zu ihm kommen sollte.

Ich überlegte kurz und kam zu der Meinung, daß es meine Lage nicht wesentlich verschlechtern konnte, wenn ich seiner Aufforderung nachkam.

Die Vanymos wurden sichtbar, und ich begab mich in ihre Mitte. Einer von ihnen teleportierte mit mir zu Payo Coq'Inoi.

6.

Ich sah die vielen verschiedenen hohen Türme und wußte, daß ich mich auf dem Tempeldach befand.

Payo Coq'Inoi stand an der Abgrenzungsmauer und starrte über die schräge Seitenwand in die Tiefe hinunter. Er kehrte mir den Rücken zu und drehte sich auch nicht nach mir um, als ich neben ihn trat.

»Eine wunderbare Aussicht haben Sie hier«, sagte ich.

»Ja«, bestätigte er mit seiner melodischen Stimme, in der Trauer mitschwang. »Ich kann von hier aus große Teile einer Stadt überblicken, in der Millionen unglücklicher Geschöpfe

leben. Wenn ich den höchsten Turm des Tempels besteige, dann kann ich weit über die Grenzen der Stadt hinaussehen. Und vom Weltraum aus kann ich den ganzen Planeten der verlorenen Seelen überblicken. Sein Anblick verursacht mir Schmerz, Roi. Es ist mein Wunsch, diese bedauernswerten Wesen zu erlösen. Ich habe viele tausend Jahre auf den Augenblick gewartet, sie alle in die Höhenwelt zurückführen zu können. Jetzt ist es soweit.«

»Es stimmt also, daß Sie der Payocoq sind, den die Inois anbeten«, sage ich. »Demnach stimmt auch alles andere, was die Bewohner von Garwinkel über ihre Vergangenheit sagen.«

»Es ist wahr«, bestätigte Coq. »Aber die meisten dieser bedauernswerten Geschöpfe wissen gar nicht, wie erbärmlich ihr Leben ist, denn sie glauben nicht daran, daß sie von Wesen aus der Höhenwelt abstammen.«

»Wenn diese Wesen mit ihrem Schicksal zufrieden sind, sollten Sie sie in Ruhe lassen, Coq«, riet ich ihm. »Garwinkel ist ihre Heimat geworden. Die Höhenwelt dagegen - und wenn es in Ihrer Erinnerung auch ein Paradies ist - wird für sie ein fremder Ort sein, an dessen Schönheit sie sich nicht erfreuen können, weil sie außerstande sind, sie zu erkennen.«

Er warf mir aus seinen unergründlichen Facettenaugen mit dem wechselvollen Farbenspiel einen mitleidigen Blick zu.

»Was wissen Sie von der Höhenwelt, Roi. Dieses Universum, in dem Sie leben, wird von uns die Tiefe genannt und ist für uns dasselbe wie für Sie die Hölle. Und es ist tatsächlich die Hölle, Roi. Ich kann es beurteilen, denn ich habe die Tiefe viele tausend Jahre hindurch bereist. Ich habe meine Unsterblichkeit unzählige Male verflucht, und wäre nicht der Wunsch in mir gewesen, in meine Welt zurückzukehren, ich hätte mein Leben schon lange beendet.«

»Aber glauben Sie ernsthaft, daß alle Bewohner von Garwinkel Ihren Wunsch, in die sogenannte Höhenwelt zurückzukehren, teilen?« fragte ich. »Für sie ist dieses Universum, dieser Planet, die Heimat, denn sie wurden hier geboren.«

»Es ist nicht meine Angelegenheit, mir über die Wünsche und Sehnsüchte dieser Geschöpfe Gedanken zu machen«, erklärte Coq. »Ich bin Payocoq, der Sucher, und meine Aufgabe war es, jemanden zu suchen, der berufen ist, Giryolkenzy, den Eingeschlossenen, zu befreien. Wenn Giryolkenzy seinem Kerker entflohen ist, soll er entscheiden, was mit den Nachkommen der Ausgestoßenen zu geschehen hat.«

»Und Sie glauben, in Lovely Boscyk den Befreier für Giryol Kenzy gefunden zu haben?« fragte ich.

Er nickte. »Ja, ich bin sicher. Ich habe während meiner mehrtausendjährigen Suche viele Menschen in der Tiefe getroffen, die auf Aquills Träume angesprochen haben. Aber keiner von ihnen hat die Träume so klar empfangen und so intensiv verarbeitet. Jetzt wird mir klar, warum sie alle versagten, als sie nach Garwinkel kamen - sie brachten einfach nicht die richtigen Voraussetzungen mit sich. Lovely Boscyk ist da ganz anders. Ich habe das sofort bei unserer ersten Begegnung erkannt, deshalb verwendete ich auch so viel Zeit für ihn. Doch leider erwiesen sich alle Vorsichtsmaßnahmen und Sicherheitsvorkehrungen als unzulänglich. Sie waren klüger, als ich dachte, Roi. Und nur weil ich Ihre Intelligenz schätze, möchte ich von Gewaltanwendung Abstand nehmen und Ihnen einen Vorschlag zur Güte machen. Wenn Sie Garwinkel freiwillig und auf dem schnellsten Wege verlassen, dann soll Ihnen und Ihren Leuten nichts geschehen.«

»Warum nicht?« sagte ich. »Ich bin nur wegen Lovely nach Garwinkel gekommen. Geben Sie ihn frei, dann fliege ich sofort wieder ab.«

Payo Coq’Inoi sah mich lange an, bevor er sprach.

»Ich möchte nicht umsonst Tausende von Jahren dieses höllische Universum durchstreift haben. Ich kann Ihnen Lovely Boscyk nicht ausliefern, Roi. Ja, ich sage ausliefern, weil Lovely freiwillig hier ist und nur unter Zwang mit Ihnen gehen würde. Es wäre also doppelter Verrat, überließe ich Boscyk Ihnen. Erstens Verrat an den Verbannten, die sich nach der Höhenwelt zurücksehnen, und zweitens Verrat an meinem Freund Lovely, der hier seine Bestimmung zu finden hofft.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich konnte einfach nicht glauben, was Coq mir einzureden versuchte. Ursprünglich hatte Lovely einen guten Grund gehabt, nach Garwinkel zu fliegen — er wollte den Urheber seiner Alpträume finden. Aber jetzt, da er die ganze Wahrheit kennen mußte, konnte er keine Veranlassung haben, noch länger auf dieser Welt zu bleiben.

»Ich glaube Ihnen nicht, Coq«, sagte ich. »Ich möchte von Lovely selbst hören, daß es sein Wunsch ist, auf Garwinkel zu bleiben. Erst wenn ich mich davon überzeugt habe, werde ich mich zurückziehen.«

»Gerne würde ich Ihnen diesen Gefallen erweisen, Roi, aber dafür ist es schon zu spät«, sagte Coq bedauernd, und es klang ehrlich. »Denn inzwischen haben sich Calluq und Aquill Lovelys angenommen, und sie würden Sie nicht in seine Nähe kommen lassen. Sie werden, auch ohne Lovely noch einmal gesprochen zu haben, nach Olymp zurückkehren.«

Ich verzog spöttisch den Mund. »Mit Drohungen erreichen Sie bei mir höchstens das Gegenteil.«

»Das weiß ich, deshalb erspare ich sie mir«, entgegnete er. »Ich werde Sie Zeuge eines Vorfalles sein lassen, der ein typisches Beispiel dafür ist, was mit unerwünschten Besuchern auf Garwinkel geschieht. Wenn Ihnen das Leben Ihrer Leute

und Ihr eigenes etwas bedeutet, dann werden Sie meinen Rat befolgen.«

Payo Coq'Inoi kehrte der Begrenzungsmauer den Rücken zu und ging zu dem Vanymo, der mit mir auf das Dach des Tempels teleportiert war, und sagte etwas zu ihm. Daraufhin entmaterialisierte der Mutant und kehrte gleich darauf mit zwei weiteren seiner Artgenossen zurück.

»Kommen Sie, Roi«, forderte mich Coq auf. »Ihnen passiert nichts. Ich garantiere für Ihre Sicherheit.«

Ich stieß mich von der Begrenzungsmauer ab und kam zu Coq, der im Mittelpunkt des Dreiecks stand, das die Mutationen bildeten. Ich war kaum bei ihm angelangt, da teleportierten sie mit uns.

Wir materialisierten auf einer jener mosaikbelegten Flächen, die als Bezugspunkte für Teleportersprünge dienten.

Vor uns lag ein weiter Platz, der zur Hälfte überdacht war. In dem dichten Gewirr aus Metaliverstrebungen, die das Kunststoffdach stützten, tummelten sich verschiedenartige Wesen, die das Treiben unter sich beobachteten. Manche hockten nur da, hingen wie die Fledermäuse an Armen oder Beinen von den Trägern, andere wieder schwangen sich wie aufgescheuchte Affen durch das Gebälk.

Als ich über die Menge hinwegsah, die den Platz bevölkerte, und das kuppeiförmige, in seinem Grundriß dreihundert Meter durchmessende Gebäude aus einer knallroten Metalllegierung erblickte, wußte ich, wohin mich Coq gebracht hatte.

Das mußte die Rote Rotunde sein!

Ich bemühte mich, mir nichts von meiner Erregung anmerken zu lassen.

»Befürchten Sie nicht, von einem Mitglied der Inoi-Sekte als Vater der Wegoyi erkannt zu werden?« erkundigte ich

mich bei Coq.

»Ich sorge dafür, daß mich niemand als Payocoq sieht«, antwortete der Wegoya. »Und ich werde in der Roten Rotunde dafür sorgen, daß Calluq und die Wahnhalle nicht auf Sie aufmerksam werden.«

Am Eingang, dem wir uns näherten, stand ein Wahnhall, der etwas Großes, Unförmiges unter seinem violetten Umhang verborgen hielt. Die schweren Lider waren über die hervorquellenden Augen gesenkt, sein breites Maul mit der Doppelreihe messerscharfer Zähne war halb geöffnet. Er atmete schwer.

Payo Coq'Inoi führte mich zu dem Wahnhall hin und sagte in einer fremden Sprache etwas zu ihm. Daraufhin öffnete der Wahnhall langsam seinen Umhang. Das Ding, das er darunter verborgen gehalten hatte, glitt hervor und plumpste klatzend zu Boden. Ich mußte zweimal hinsehen, um zu erkennen, daß der blutige Klumpen mit den Stoffresten daran einmal ein Mensch gewesen war. Mein Magen rebellierte, ich mußte mich abwenden. Ich zog Coq fort.

Er drückte meine Hand und sagte, während wir die Rote Rotunde betraten: »Das war einer von den Unbekannten, die Ihnen hier eine Falle gestellt haben. Er war an diesem Eingang postiert. Die anderen wissen noch nichts von seinem Schicksal.«

»War das nötig?« fragte ich mit rauher Stimme. Ich empfand Ekel für die grausamen, barbarischen Sitten dieser Welt. Und diese Wesen sollten aus einem besseren, paradiesischen Universum stammen?

»Die Rotunden sind Oasen des Friedens«, erklärte mir Coq. »Hier genießt jedes Wesen Asylrecht. Wer gegen dieses Gesetz verstößt, muß bestraft werden.«

»Und was ist aus den anderen geworden?« erkundigte ich mich.

»Die Posten an den Eingängen wurden bereits von den

Wahnhallen vernichtet«, antwortete Coq. »Die sieben Männer, die Ihre Freunde in einem der Gemeinschaftsräume festhalten, warten noch auf die Vollstreckung des Urteils.«

»Würden Sie ihnen helfen, wenn ich Sie darum bäre, Coq?« Ich hielt immer noch seine Hand (das war notwendig, damit er meine Gefühlsausstrahlung vor Calluq und den Wahnhallen abschirmen konnte) und spürte, wie er bei meinen Worten leicht zusammenzuckte. Ich fügte hinzu: »Genügt es nicht, diese Männer zu verjagen, anstatt sie zu töten?«

»Das müssen Sie Calluq, den Kämpfer, fragen«, sagte Coq abweisend.

In der Roten Rotunde war es verhältnismäßig still. Die Wesen, die hierher kamen, suchten Ruhe und Erholung. Sie flüchteten in die Rote Rotunde, um dem hektischen Treiben von Nomwada zu entfliehen, um ihren Jägern zu entkommen, um über ihr erbärmliches Dasein nachzudenken, um Gleichgesinnte zu treffen. Die Rotunden schienen die einzigen Orte auf Garwinkel zu sein, wo man nicht überraschend mit dem Tod konfrontiert wurde, wo ein Leben noch heilig war.

Zumindest war das bis zu dem Augenblick so gewesen, da die Fremden hier eindrangen und das Asylrecht verletzten.

Mir war, als wüßten alle in der Roten Rotunde von der bevorstehenden Auseinandersetzung. Die affenartigen Wesen hockten angespannt in dem Geäst der Schlingpflanzen, die sich über die Decke und Wände schlängelten; die Amphibienwesen trieben träge in den Wasserbecken, die die Haupthalle der Roten Rotunde durchzogen; die Vanymos bildeten Gruppen und drückten sich ängstlich in die vielen Ecken und Winkeln der Halle und überliesen ihre Herren und Meister sich selbst.

Coq und mir schenkte man keine Beachtung. Wenn eines der eingeschüchterten Wesen in unsere Richtung blickte, wurde es durch die Reflexionen von Coqs Körper geblendet und

wandte sich sofort ab.

Als uns ein Wahnhall begegnete, griff ich automatisch nach dem Vibrator-Degen, aber Coq drückte meine Hand beruhigend. Und tatsächlich tänzelte der Wahnhall an uns vorbei, den violetten Umhang fest an seinen Körper gepreßt. Coq hatte Wort gehalten, er achtele darauf, daß meine Emotionen nicht von den Wahnhallen empfangen werden konnten.

Wir erreichten das Ende der Halle. Hier gab es einen Schacht, der kreisrund war, fünf Meter durchmaß und bis unter das Dach des Kuppelbaues reichte. Coq winkte zwei Vanymos heran. Sie folgten uns in den Schacht und schwebten mit *uns* in ihm empor. Als wir uns auf gleicher Höhe mit einer Öffnung in der Hälfte des Hundert Meter hinaufreichenden Schaches befanden, gab Coq den Vanymos ein Zeichen. Sie stoppten den Schwebeflug, und wir verließen den Schacht durch die Öffnung.

Wir kamen in einer Etage heraus, die durch transparente Wancte in verschiedene Räumlichkeiten unterteilt war. Ich wollte Coq schon fragen, wozu überhaupt Trennwände aufgestellt worden waren, wenn man ohnehin durch sie hindurchblicken konnte, da erklärte er mir:

»Das hat Calluq getan. Ein Zeichen, daß er sich auf den bevorstehenden Kampf vorbereitet. Wände stellen für ihn kein Hindernis dar, er kann durch sie hindurchblicken. Er liebt den Kampf in Gebäuden, denn dann kann er seine Opfer beobachten, ohne selbst gesehen zu werden.«

»Und wieso kommt es, daß uns die Wände ebenfalls transparent erscheinen?« wollte ich wissen.

»Ich habe Calluq gebeten, mich als Zuschauer zu dulden«, antwortete Coq. »Durch eine parapsychische Verbindung profitiere ich von seinen Fähigkeiten und lasse auch Sie daran teilhaben.«

»Welche anderen übernatürlichen Fähigkeiten besitzt Calluq noch?« fragte ich.

Coqs Körper verlor seine kristalline Struktur und schimmerte mattgrau. Damit drückte er seine Ablehnung aus.

»Sie werden sehen«, sagte er ausweichend. Dann fügte er hinzu: »Sie werden es *erleben*, Roi.«

Ich blickte mich um. Der Schacht, in dem wir mit Hilfe der telekinetisch begabten Vanymos heraufgeschwebt waren, wurde ebenfalls durchsichtig, so daß ich diese ganze Etage von einer Kuppelwand zur anderen überblicken konnte. Nur der Boden und die zehn Meter über uns befindliche Decke schienen aus fester, lichtundurchlässiger Materie zu bestehen. Nirgends war ein Lebewesen zu erblicken. »Da bist du endlich, Coq«, sagte in diesem Moment eine tiefe, volltonende Stimme. »Du hast lange auf dich warten lassen.

Wen hast du mitgebracht?«

»Ich bin alleine gekommen«, behauptete Coq. »Das ist nicht wahr«, sagte der Unsichtbare; seine Stimme kam von ganz nahe. »Ich spüre, daß du jemanden bei dir hast. Und wenn du ihn noch so sehr abzuschirmen versuchst, vor mir kannst du ihn nicht verbergen. Aber mir soll es recht sein. Ich möchte jetzt beginnen.«

»Einen Moment noch, Calluq«, sagte Coq schnell und warf mir einen undefinierbaren Blick zu. »Ich möchte dich noch etwas fragen, bevor du dich vierteilst. Ich weiß, die Menschen, die du gefangenhältst, haben verbrecherisch gehandelt. Aber würde es nicht genügen, sie einfach zu verjagen, statt zu töten?«

»Kein Fremder darf Garwinkel lebend verlassen«, sagte der Unsichtbare nur.

»Das war früher, als wir auf diese Welt angewiesen wa-

ren und nicht zulassen durften, daß die Bewohner der Tiefe von uns erfuhren«, entgegnete Coq. »Aber jetzt wird Gyryolkenzy bald frei sein, und wir können in die Höhenwelt zurückkehren.«

Eine Weile blieb es still, dann sagte der Unsichtbare:

»Willst du nun zuschauen, oder nicht!«

Coq warf mir einen bedauernden Blick zu.

Er seufzte. »Wenn ich schon einmal hier bin ... «

Der Boden unter unseren Füßen wurde durchscheinend, und ich blickte in einen großen Raum hinunter. Er war angefüllt mit seltsam geformten Einrichtungsgegenständen, deren Zweck nicht auf den ersten Blick erkenntlich wurde und die sich zu einer skurrilen, phantastischen Wohnlandschaft zusammenfügten. Und darin befanden sich neun Menschen, waren über den ganzen Raum verteilt, hatten Deckung gesucht und ihre Strahlenwaffen gezogen. Ich sah, daß es sich durchwegs um Terraner handelte. Zwei von ihnen kannte ich: den Afroterranaer Jank Grimson und Anfir Cryjonon.

Ich konnte noch feststellen, daß sie in einem Fesselfeld gefangen waren, dann wurde ich von dem Strudel schrecklicher Ereignisse mitgerissen.

8.

Ebensowenig wie es möglich ist, einen Traum in allen seinen Einzelheiten wiederzugeben, so kann ich die folgenden Geschehnisse nicht detailliert schildern. Wie ein Traum, sind sie nur verschwommen in meiner Erinnerung. Es spielte sich alles wie in einem Traum ab, in dem es keine Naturgesetze gibt, in dem die Möglichkeiten nicht begrenzt sind und der Träumende selbst an vielen Orten gleichzeitig sein kann und sich selbst wie einen Fremden sieht.

Die Erklärung dafür, daß ich alles aus einer realitätsfremden Perspektive beobachtete, ist, daß Coq mit Calluq eine Art parapsychischer Metamorphose einging, an der ich ein stiller Beteiligter war. Still insofern, weil Calluq nichts von meiner Existenz wußte - zum mindesten nichts Genaues. Aber ich war nicht ganz ausgeschlossen. Ich nahm psychisch starken Anteil am Schicksal der von Calluq gejagten Männer, und wie ich herausfand, konnte ich auch körperlich aktiv werden.

Während der Boden und die Wände sich meinen Augen immer noch als transparent zeigten, wurde Calluq sichtbar. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte er sich bereits in vier Viertel geteilt. Ich erfuhr, daß er nur unsichtbar sein konnte, solange er seinen Körper zusammenhielt. Wenn er sich teilte, verlor er die Fähigkeit des Ablenkens elektromagnetischer Wellen. Aber er besaß noch eine Reihe weiterer Fähigkeiten, die ihn fast unverwundbar machten. Und selbst wenn es einem Gegner gelang, ein Viertel zu töten, waren die anderen drei Teile noch stark genug.

Während der Trennung hatten die vier Teile keinen geistigen Kontakt miteinander, jeder war auf sich alleine gestellt. Sie hießen Cal, All, Llu und Luq.

Cal hatte keine beständige Form. Er war ein Klumpen von etwa hundert Kilo, der sein Aussehen beliebig verändern konnte. Er durchdrang den Boden und tropfte von der Decke in den Gemeinschaftsraum, in dem sich die sieben Terraner verbarrkadiert hatten. Cal formte sich Tropfen um Tropfen zu einer menschlichen Gestalt - zu einer Frau.

»Feuer!« schrie einer der Männer.

Doch man zögerte, auf die wehrlose Frau zu schießen. Als sich dann einer von ihnen überwand und mit seinem Kombistrahler Ziel nahm, war es zu spät. Die Frau sank in sich zusammen, die Masse breitete sich schnell aus, wanderte als dünne Schicht über die Wohnlandschaft, arbeitete sich wellenförmig an den Beinen von zwei Männern hinauf und hüllte ihre Körper ein. Nachdem Cal von den beiden abließ und sich durch einen Spalt im Boden der Wohnlandschaft zurückzog, waren sie erstickt.

Ich beugte mich über sie und konnte nur noch feststellen, daß für sie jede Hilfe zu spät kam ...

»Nehmen Sie Deckung, Roi«, hörte ich Coq sagen. »Sie können nicht gesehen werden, aber gegen Energiestrahlen sind Sie nicht geschützt. Gleich wird geschossen.«

Und so war es.

Die Tür zum Gemeinschaftsraum glitt auf. Die Terraner schwenkten ihre Waffen und schossen, als All darin erschien.

In All war das Gehirn von Calluq. Trotz seiner geistigen Kapazität konnte er seinen Körper jedoch nicht verändern. Er bot einen schrecklichen Anblick. Der Kopf, rund wie ein Ball, darunter die sechs senkrechten Schlitzorgane - dieser Kopf, um dessen Äquatorebene ein Kranz von zwölf Augen verlief, saß auf einem unfertigen Körper, dem zu seiner endgültigen Gestalt noch drei Teile fehlten. Der Körper besaß nur vorne eine schützende Haut. An der Seite und auf dem Rücken la-

gen Muskeln, Sehnen, Adern, innere Organe frei und wurden nur von einem schleimigen Film vor schädlichen Einwirkungen geschützt.

All bewegte sich auf einem gelenkigen Glied vorwärts, das auf der Unterseite des breiten, muskulösen Abschlusses Saugnäpfe besaß. Die Schüsse der Terraner blitzten auf, schossen in gebündelten Energiebahnen auf All zu - und wurden einen Meter vor ihm von einer unsichtbaren Barriere verschluckt. All war in der Lage, um sich ein hyperstrukturelles Feld aufzubauen, das alle Energien in das übergeordnete Kontinuum des Hyperraumes ableitete. Er war aber auch in der Lage, die aufgefangenen Energien zurückzuschleudern.

Er wandte diese Methode zweimal an - und zwei Terraner verglühten in ihren eigenen, bumerangartig zurückkehrenden Schüssen. Ein dritter, der erkannte, wie nutzlos seine Strahlenwaffe im Kampf gegen dieses Ungeheuer geworden war, zog sein Vibratormesser, durchdrang Alls Schutzschirm und sprang ihn an. Noch bevor er ein einziges Mal zustoßen konnte, ließ sich Llu von der Decke auf ihn fallen und umschlang ihn mit seinen vier Tentakeln.

Llu bestand fast zur Gänze aus den vier sternförmig auseinanderlaufenden und drei Meter langen Tentakeln. Er sah aus wie ein Riesenkrake, besaß zusätzlich zu den Saugnäpfen an den Enden eines jeden Tentakels noch sechs fingerartige Fortsätze. Wenn auch er seine Gestalt nicht verändern konnte, so war es ihm zumindest möglich, die Struktur dieser Glieder zu verändern. Wenn er wollte, so wurden sie so hart wie Stahl und scharf und spitz wie Messer . . .

Die verbliebenen beiden Terraner fielen Luq zum Opfer. Luq war das zweite Bein von Calluq und trug das Hauptnervensystem in sich. Das vielgelenkige Glied, das sich auf den Saugnäpfen unglaublich schnell fortbewegen konnte, besaß

an seinem oberen Abschluß ein kugelförmiges Gebilde, das zur Gänze aus haarfeinen Fasern bestand. Diese konnten bis zu zwanzig Meter weit ausgerollt werden und verteilten tödliche elektrische Schläge. Außerdem besaß Luq ein Organ, durch das er eine stark ätzende Säure bis in eine Entfernung von fünfzig Metern zielsicher verspritzen konnte.

»Wenn Sie nicht wollen, daß Sie und Ihre Leute das gleiche Schicksal ereilt, dann verlassen Sie Garwinkel«, hörte ich Coq sagen. »Ich könnte sie vor Vier-Viertel-Calluq nicht ständig beschützen, selbst wenn ich es wollte. Er kennt keine Gnade.«

Ich gab Payo Coq’Inoi keine Antwort, obwohl ich mich dazu entschlossen hatte, zum Schein auf sein Angebot einzugehen. Aber in diesem Augenblick sah ich, wie sich Llu auf seinen vier Tentakeln auf Cryjonon und Grimson zuschlängelte. Er hatte seinen fingerartigen Tentakelfortsätzen eine stahlharte Struktur gegeben und ließ sie wie Scherenblätter aneinanderklappern.

Cryjonon und Grimson versuchten vergeblich, sich aus den Fesselfeldern zu befreien.

Llu war schon bis auf zwei Meter herangekommen. Er zog einen Tentakel zurück, um ihn dann wie eine Peitsche nach vorne schnellen zu lassen.

Als ich seine Absicht erkannte, zog ich den Degen, sprang nach vorne und hieb den Tentakel mit einem einzigen Schlag der Vibratorklinge in der Mitte durch,

»Sind Sie von Sinnen, Roi!« hörte ich Coqs verzweifelten Ruf.

Llu gab durch seine Saugnäpfe einige Schmatzlaute von sich, zog die verbliebenen drei Tentakel zusammen und schnellte sich durch einen kräftigen Stoß vom Boden ab. Er konnte mich noch immer nicht sehen, oder sonstwie orten,

denn ich befand mich im Schutz von Coqs hypnosuggestiver Abschirmung. Dennoch hatte Llu seinen Sprung so gut berechnet, daß er geradewegs auf mich zuflog. Ich streckte ihm die Hand mit dem Degen entgegen, und er wurde davon aufgespießt.

»Roi, was haben Sie getan!« rief Coq erschrocken.

»Ich habe meine Freunde vor dem sicheren Tod gerettet«, sagte ich nur, beugte mich zu Cryjonon und Grimson hinunter und schloß den Projektor, der das Fesselfeld erzeugte, kurz. Die beiden bewegten sich und kamen auf die Beine.

»Wahrhaftig, es ist Mike!« entfuhr es Cryjonon. »Aber, verdammt, wo sind Sie?«

»Wieso Mike?« wollte Jank Grimson wissen.

Ich verfluchte Cryjonon, weil er dem Afroterraneer gegenüber beinahe meine wahre Identität verraten hätte.

Hinter uns tobte All. Er hatte die anderen beiden Teile bei sich aufgenommen und untersuchte den vernichteten Tentakelteil, in dem immer noch mein Vibrator-Degen steckte.

»Coq, stehen Sie immer noch zu Ihrem Angebot?« fragte ich den Wegoya. »Wenn Sie mich und meine Freunde zum Schiff zurückbringen, verspreche ich Ihnen, sofort zu starten.«

»Sie haben Calluq verstümmelt«, sagte er tonlos.

Ich ergriff ihn an der Schulter, ließ ihn aber sofort wieder los, als ich einen elektrischen Schlag erhielt.

»Wenn Sie uns helfen wollen, dann tun Sie es schnell«, drängte ich. »Sie müssen uns fortbringen, solange Calluq den Verlust seines vierten Teiles betrauert.«

»Eigentlich besteht keine Veranlassung mehr, mein Angebot aufrechtzuerhalten«, sagte Coq. »Sie haben Calluq meuchlings verstümmelt.«

»Hätte ich zusehen sollen, wie er meine Kameraden tötet?« hielt ich dagegen. »Aber das begreifen Sie wohl nicht. Viel-

leicht verstehen Sie nur die Sprache der Gewalt. Im All wartet die FRANCIS DRAKE. Wenn ich nicht nach einer gewissen Zeit melde, daß ich gesund und wohlauf bin, werden meine Leute aus den Transformkanonen das Feuer auf Garwinkel eröffnen.«

Das war nur ein Bluff. Aber er wirkte.

»Ich werde Ihnen zur Flucht verhelfen«, versprach Coq mit leiser Stimme. »Verlassen Sie Garwinkel und wagen Sie nicht, noch einmal Ihren Fuß auf diese Welt zu setzen.«

Nachdem wir den Gemeinschaftsraum im Schütze von Coqs Hypnoseschild verlassen hatten und in die große Halle der Rotunde gekommen waren, beauftragte er vier Vanymos damit, uns zu unserem Beiboot auf dem Raumhafen zu teleportieren.

»Das ist noch nicht alles. Coq. Ich verlange, daß Sie auch die beiden Männer freigeben, die Sie aus dem Tempel entführt haben«, verlangte ich.

»Das ist bereits geschehen«, sagte er.

Als wir in der Kommandozentrale des 60-Meter-Schiffes materialisierten, wurden wir von Tusin Randta und Oro Masut erwartet. Sie sagten aus, daß sie von den Vanymos aus dem Tempel direkt an Bord des Beibootes gebracht worden waren.

Das zeigte mir, daß Payo Coq'Inoi von Anfang an nicht beabsichtigt hatte, uns zu töten. Andererseits war ich überzeugt, daß er uns ab jetzt nicht mehr verschonen würde. Er hatte unmißverständlich erklärt, daß wir Garwinkel schnellstens verlassen sollten.

Aber ich konnte Lovely einfach nicht im Stich lassen.

»Wann starten wir endlich, Sir?« ließ sich Oro Masut mit dröhnender Stimme hören. »Blicken Sie auf den Hauptbildschirm, wir sind von Wahnhallen umzingelt. Es müssen an die hundert sein.«

Ich blickte auf den Bildschirm.

Die Wahnhalle bildeten einen gespenstischen Anblick. Sie hatten um das Beiboot einen Kreis gebildet und starrten es wie hypnotisiert an. In einem Abstand von fünfzig Metern hatte sich eine schaulustige Menge eingefunden, die gespannt auf den zu erwartenden Amoklauf der Wahnhalle wartete. Hinter ihnen erhoben sich die Silhouetten der verlassenen Raumschiffe in den Himmel. Mit ihnen waren einst Menschen gekommen, die auf Garwankel den Tod gefunden hatten. Die wenigen Oberlebenden, die es wie Prygtin zu etwas gebracht hatten, würden auch nicht mehr in die Galaxis zurückkehren. Sie kamen von dieser Welt nicht mehr los.

Garwankel war ein Planet ohne Wiederkehr.

»Geben Sie Startbefehl, Roi«, verlangte Cryjonon. »Es wird Payo Coq'Inoi und die Wahnhalle beruhigen, wenn wir abfliegen. Wir können dann immer noch auf der anderen Seite des Planeten unbemerkt landen.«

»Ich möchte noch warten«, sagte ich. Bevor Cryjonon einen Einwand vorbringen konnte, wechselte ich schnell das Thema. »Haben Sie schon eine Erklärung dafür gefunden, wieso uns die USO auf Garwankel eine Falle stellen konnte?«

»Die einzige Erklärung, die ich habe, ist, daß alles nur ein Zufall war«, antwortete er. »Aber daran glaube ich selbst nicht. Erstens gibt es auf Garwankel keinen USO-Stützpunkt. Und außerdem habe ich aus den Gesprächen herausgehört,

daß man nur an Ihnen interessiert war. Man zwang uns, Sie in die Rote Rotunde zu locken. Das zeigt, daß die USO wußte, daß Sie nach Garwankd kommen würden.«

»Also handelt es ich um Verrat«, stellte ich nüchtern fest.
'Haben Sie einen Verdacht, Anfir?«

Unsere Blicke kreuzten sich.

»Für mich kommt nur einer in Frage.«

Ich nickte. »Ich glaube, wir verdächtigen beide denselben Mann. Wenn Grimson ein USO-Spezialist ist, dann hätten Sie beinahe meine wahre Identität verraten. Nur gut, daß wir Grimson rechtzeitig entlarvt haben.«

»Sie meinen, er kennt nun die Wahrheit über Sie, nur weil ich Ihren Vornamen nannte?« fragte Cryjonon ungläubig.

»Und wenn er nur die Möglichkeit in Betracht zieht, daß ich der Sohn Perry Rhodans sein könnte, ist das schlimm genug«, gab ich zu bedenken.

»Was soll nun mit ihm geschehen?«

»Ich will versuchen, ihn für uns zu gewinnen. Er wäre nicht der erste USO-Spezialist, der uns zuliebe seinen Dienst aufkündigt.«

Cryjonon lächelte. »Ich mag ihn eigentlich ganz gerne. Hoffentlich steht er nicht mehr lange auf der falschen Seite.«

Oro Masut kam heran und baute sich neben mir auf.

»Sir«, sagte er eindringlich, »wenn wir nicht sofort starten, kann das schlimme Folgen für uns haben. Ich habe einige Beiboote von gestrandeten Raumschiffen entdeckt, die über uns kreisen.«

»Sieh an«, meinte ich belustigt, »Coq scheut sich nicht, technische Hilfsmittel gegen *uns* einzusetzen.«

»Worauf warten Sie denn noch, Roi?« fragte Cryjonon.

»Auf Prygin«, gestand ich. »Aber da er bis jetzt noch nicht in Erscheinung getreten ist, scheint er auf eine weitere Zu-

sammenarbeit mit uns keinen Wert mehr zu legen. In Ordnung, Randta soll starten.«

Wenige Minuten später hob das 60-Meter-Schiff langsam vom Boden ab. Die Wahnhalle hatten sich in sichere Entfernung zurückgezogen. Die Menge der Schaulustigen löste sich enttäuscht auf.

Als wir eine Höhe von fünfhundert Metern erreicht hatten, ließ mich der überraschte Ausruf einer meiner Männer im Kontursessel herumfahren.

Mitten in der Kommandozentrale war Prygtin mit drei Vanymos materialisiert

»Sie geben auf?« fragte er knapp.

»Keineswegs«, erwiderte ich. »Mir hat sich nur noch keine Möglichkeit geboten, dieses Beiboot unbemerkt zu verlassen.«

»Ich biete Ihnen diese Möglichkeit«, sagte Prygtin. »Aber entscheiden Sie sich schnell, bevor das Schiff eine zu große Höhe erreicht hat. Die Vanymos können nämlich nur über gewisse Entfernungen teleportieren. Es besteht sogar die Möglichkeit, daß einer Ihrer Männer Sie begleitet.«

Cryjonon trat zu mir.

»Ich werde Sie begleiten, Roi.«"

»Nein, ich als Ihr Diener werde selbstverständlich bei Ihnen bleiben, Sir«, erklärte Oro Masut mit donnernder Stimme und drängte Cryjonon ab.

»Ich weiß, daß jeder von euch mit mir selbst in die Hölle gehen würde.« Ich drehte mich um. »Und wie steht es mit Ihnen, Grimson?«

»Selbstverständlich komme ich gerne mit Ihnen, Roi«, erklärte der USO-Spezialist.

»Wir sind bereit«, sagte ich zu Prygtin und trat zusammen mit Tank Grimson zu ihm in das imaginäre Dreieck, das die Vanymos bildeten.

Da ich mit Prygtins Erscheinen rechnete, hatte ich mich schon lange entsprechend ausgerüstet. Grimson nahm den Kampfanzug an sich, den sich Anfir Cryjonon zurechtgelegt hatte.

Gegenwart und Vergangenheit GIRYOLKENZY

1

Als Giryolkenzy sah, daß Calluq die schlaffen, leblosen Tentakel über den Rücken geworfen hatte, ließ er durch Aquill eine Schmerzsymphonie anstimmen.

»Welches Ungeheuer hat dir das angetan, Bruder?« fragte der Eingeschlossene.

»Es muß ein Mensch aus der Tiefe gewesen sein«, berichtete Calluq, der Kämpfer, »obwohl ich ihn nicht sehen konnte. Ich war in der Roten Rotunde, um jene zu bestrafen, die das Asylrecht verletzten. Ich habe sieben getötet, aber es muß einen unsichtbaren achten gegeben haben. Er vernichtete Llu. Payocoq war dabei, er muß dem Menschen geholfen haben. Ich spürte sofort, daß er jemanden beschützt.«

»Wenn das wahr ist, wird Payocoq büßen müssen«, sagte Girvo'kenzy zornig.

»Wir brauchen ihn noch«, sang Aquill. »Er übt einen großen Einfluß auf den Befreier aus. Ohne Payocoqs Unterstützung wird er nicht die Befähigung erlangen, dich aus deinem Kerker zu befreien.«

»Ich werde Geduld üben«, sagte Giryolkenzy zerknirscht. »Aber wenn ich erst frei bin, wird Calluq diesen schwächlichen Payocoq vor meinen Augen vernichten!«

Obwohl tief im Innern des Planeten Garwinkel in eine Sphäre eingeschlossen, war Giryolkenzy nicht hilflos. Und er stützte seine Macht über diesen Planeten nicht nur auf die Fähigkeiten seiner beiden Brüder. Er hatte es in den langen Jahren seiner Gefangenschaft verstanden, sein Wissen nutz-

bringend einzusetzen und ein weitverzweigtes Netz von Kommunikations-, Warn- und Verteidigungsanlagen zu schaffen. Seine stärkste Waffe waren die Wahnhalle; sie dienten ihm, ohne es zu wissen.

Sie waren Empathen, die nicht nur die Gefühle anderer empfingen und verarbeiteten, sondern auch in der Lage waren, fremdartige, nicht von dieser Welt stammende Emotionsquellen aufzuspüren. Sie wurden von solchen Wesen, die eine fremdartige Gefühlsausstrahlung besaßen, magisch angezogen, in Raserei versetzt und kamen erst zur Ruhe, wenn sie die für sie so unangenehme Emotionsquelle vernichtet hatten. Durch die Wahnhalle fiel ein Großteil der auf Garwinkel unerwünschten Besucher. Wenn die Wahnhalle versagten, waren immer noch Aquill und Calluq zur Stelle.

Giryolkenzy fürchtete die Bewohner der Tiefe als Einzelsesen nicht. Sie waren schwach, besaßen eine geringe Intelligenz, keine besonderen natürlichen Para-Fähigkeiten und mußten sich auf technische Hilfsmittel stützen. Und gerade diese Technik, in großem Maßstab eingesetzt, konnte Giryolkenzy gefährlich werden.

Er wußte aus den Erzählungen Payocoqs, daß ein gut ausgerüstetes Raumschiff der Bewohner der Tiefe in der Lage war, ganz Garwinkel zu vernichten. Es war Giryolkenzys Alpträum, daß es eines Tages dazu kommen könnte. Dann würden alle seine Diener, die ihn stark machten, und seine beiden Brüder, mit deren Hilfe er seinem Gefängnis zu entfliehen hoffte, sterben. Er selbst war unverwundbar, denn seine Sphäre war so geschaffen, daß sie allen Gewalten dieses höllischen Universums trotzen konnte. Er werde am Leben bleiben und für alle Ewigkeiten in seinem Gefängnis eingeschlossen sein. Davor hatte Giryolkenzy Angst, und deshalb tat er alles, damit die Wesen aus der Tiefe nicht in Scharen

nach Garwinkel kamen. Er lockte sie in k'einen Gruppen zu sich, in der Hoffnung, daß einer von ihnen die natürlichen Anlagen für seine Befreiung besaß.

Er glaubt schon lange nicht mehr daran, daß er die Aufgabe lösen konnte, die ihm sein Vater gestellt hatte. Er hatte tausend Jahre damit zugebracht, das Geheimnis seines Kerkers zu lösen und somit durch die Gnade Korkeions in die Höhenwelt zurückkehren zu dürfen. Es war ein aussichtsloses Unterfangen gewesen. Deshalb hatte er nach einer anderen Methode gesucht, um seinem Kerker entfliehen zu können - und mit Hilfe seines Bruders Aquill hatte er sie auch gefunden. Nur brauchte er für die Ausführung seines Planes ein Wesen, das eine ganz bestimmte psychische Ausstrahlung hatte.

Auf Garwinkel hatte er kein solches Wesen gefunden, deshalb mußte Aquill seine Traumbilder auf einer ganz bestimmten psychischen Frequenz in die Tiefe ausschicken. Im Laufe der Jahrtausende waren Millionen, ja, Milliarden nach Garwinkel gekommen, die die Traumbilder empfangen hatten, doch ihnen fehlte allen das letzte und entscheidende Quänichen an Anpassungsfähigkeit.

Und nun hatte Paqocoq einen Menschen nach Garwinkel gebracht, von dem er behauptete, daß er die Befähigung besaß, Giryolkenzys Befreier zu werden. Selbst Aquill, der allen früheren Bewerbern gegenüber skeptisch gewesen war, strahlte diesmal Zuversicht aus.

»Wird sich diesmal meine Hoffnung erfüllen?« fragte Giryolkenzy zum x-ten Male.

»Du wirst bald frei sein, Bruder«, versicherte Aquill.
»Hab' nur noch ein wenig Geduld.«

Geduld! Wie er das Wort nur haßte. Er übte sich bereits seit Tausenden von Jahren in Geduld.

»Beeile dich, Bruder«, bat Giryolkenzy. »Lange halte ich es in diesem Kerker nicht mehr aus. Wenn ich nicht bald in Freiheit gelange, werde ich noch zum Wahnhall!«

Aquill zog sich aus dem parapsychischen Sensorium seines verzweifelten Bruders zurück und begab sich zu Lovely Boscyk.

2.

Lovely Boscyk fragte *sich*, ob er richtig gehandelt hatte, als er vor Mike davongerannt war. Lovely hätte eine letzte Aussprache begrüßt, wußte aber, daß Mike damit nicht zufrieden gewesen wäre und sicher versucht hätte, ihn zu einer Rückkehr nach Olymp zu bewegen. Deshalb war Lovelys Handlungsweise richtig gewesen.

Nach der Flucht aus dem Tempel war er von Payo Coq'Inoi hierher gebracht worden: Ein Raum, einige Kilometer unter der Oberfläche von Garwankel, dessen Zugang verschüttet worden war und den man nur mit Hilfe der Vanymos erreichen konnte.

Der Raum war zehn mal acht Meter groß und sechs hoch, seine Einrichtung menschlichen Bedürfnissen angepaßt. Lovely fühlte sich weder eingeengt, noch gefangen, obwohl er von der Umwelt abgeschnitten war. Er vertraute Payo Coq'Inoi vollkommen.

Der Wegoya hatte ihn über die Hintergründe seiner Entführung aufgeklärt - ja, es war eine Entführung gewesen, obwohl er geglaubt hatte, aus freien Stücken zu handeln, als er nach Garwankel flog. Aber obwohl Lovely nun die Wahrheit kannte, obwohl er wußte, daß seine Träume Teile eines Schachspiels waren, in dem ihm selbst die Rolle eines Bauern zugedacht war, fühlte er sich nicht übervorteilt.

Er konnte mit Giryol Kenzy fühlen, der seit unendlich langer Zeit eingekerkert war. Er, Lovely, hätte an Stelle des Eingeschlossenen ebenfalls alles getan, um die Freiheit zu erlangen. Dabei ging es hier um mehr - um die Freiheit von Millionen Wesen, die in ihr Universum zurückkehren wollten. Wenn Lovely ihnen helfen konnte, würde er es gerne tun.

Ihn störte lediglich, daß er sechs Männer, die ihm bedingungslos vertraut hatten, durch seine Handlungsweise ins Unglück gestürzt hatte. Priär Hewitt und die anderen Mannschaftsmitglieder der MIGHTY QUEEN waren seit der Vorfälle im Tempel verschollen. Coq, der ihn danach kurz besucht hatte, konnte ihm keine Auskunft über sie geben.

Lovely verzog schmerhaft das Gesicht, als er einen Stich in den Lenden verspürte. Nachdem der Schmerz abgeklungen war, holte er das flache Päckchen mit den Injektionsplastern aus der Tasche seiner Kombination. Es war wieder Zeit für eine Spritze! Er trüpfelte einen Tropfen des Serums, das er in einer Phiole um den Hals trug, auf das Injektionspflaster und drückte es sich dann auf den entblößten Schenkel. Die heilende Wirkung stellte sich bald darauf ein. Das Mittel würde vierundzwanzig Norm-Stunden anhalten und eine Ausbreitung des Tumors in seinen Lymphgefäßen verhindern.

Lovely hatte sich kaum das Gegenmittel injiziert, da materialisierte Payo Coq'Inoi mit zwei Vanymos. Sie brachten ihm Nahrung und Getränke und erkundigten sich nach weiteren Wünschen.

Lovely winkte ab.

»Haben Sie etwas über den Verbleib meiner Leute herausgefunden?« fragte er den Wegoya.

Payocoq ließ seine Facettenaugen in einem irisierenden Licht erstrahlen, so daß sich Lovely abwenden mußte.

»Ich habe in Erfahrung gebracht, was aus Ihren Leuten geworden ist, Lovely«, sagte der Wegoya mit seltsamer Betonung. »Sie befinden sich auf der MIGHTY QUEEN und warten auf weitere Befehle von Ihnen. Sie scheinen gar nicht überrascht zu sein.«

»Und ob ich überrascht bin!« sagte Lovely. »Ich habe sie jedenfalls weder *zum Schiff* zurückgeschickt, noch habe ich ih-

nen irgendwelche Anweisungen gegeben. Als wir aus dem¹ Tempel flüchteten, hatte ich nicht einmal mehr Gelegenheit, sie zu sehen, geschweige denn, auch nur ein Wort mit ihnen zu wechseln.«

»Das stimmt«, bestätigte Payo Coq'Inoi. »Wer mag ihnen dann diesen Befehl gegeben haben?«

Lovely blickte Coq in die Augen und versank beinahe darin. Er konnte darin lesen wie in einem Buch. »Sie glauben doch nicht, daß Roi Danton zurückgekehrt ist«, sprach Lovely schließlich Coqs Verdacht aus.

»Warum nicht?« meinte der Wegoya. »Sie kennen ihn besser als ich.«

Lovely nickte. Plötzlich packte er den Wegoya an der Schulter, zuckte jedoch schnell zurück, als ihm dieser einen elektrischen Schlag versetzte.

»Hören Sie, Coq, Sie müssen Roi verschonen!« verlangte Lovely.

»Das liegt nicht an mir«, erwiderte Coq gleichgültig. »Bisher habe ich seine Existenz vor Aquill und Calluq geheimhalten können. Aber wenn er wiederkommt, dann kann ich nichts mehr für ihn tun. Calluq ist durch ihn zum Krüppel geworden, Roi vernichtete seine Arme. Alles in Calluq schreit nach Rache. Und wenn er ihn nicht stellt, wird Aquill seinen Bruder rächen.«

Der Raum wurde plötzlich in ein blutiges Rot getaucht, in dem gelbe Schlieren wie Flammen züngelten, und eine Stimme, die um vieles melodischer, einschmeichelnder und ausdrucksstärker war als die Coqs, sagte: »Der Tagträumer nimmt meinen Namen in den Mund? Würdest du in meiner Gegenwart wiederholen, was du über mich zu lästern hastest?«

»Man merkt, daß du bei Giryolkenzy warst, denn seine

schlechte Laune hat auf dich abgefärbt«, konterte Coq.

»In der Tat, mein eingeschlossener Bruder war ungehalten«, sagte Aquill mit melodischer Stimme. »Wir sollten endlich darangehen, ihn aus seinem Gefängnis zu befreien.«

Aquill war das genaue Ebenbild seines Bruders Calluq. Er besaß zwei vielgelenkige Säulenbeine, vier Tentakel und einen Kugelkopf mit einem Kranz von Augen und sechs senkrechten Schlitzorganen. Er war über drei Meter groß und wog an die zwanzig Zentner. Zum Unterschied von Calluq konnte er sich nicht vierteilen und besaß auch gänzlich andersgeartete Fähigkeiten. Er war ein Jünger der Schönen Künste, kein Kämpfer und beherrschte die Elemente meisterlich; unter seiner Geisteskraft wurde jegliche Art von Materie zu einem leicht formbaren Material. Doch hatte auch er, wie Calluq und Payocoq, in der Tiefe einen Teil seines Talents eingebüßt.

Hier in der Tiefe war es nicht möglich, Materie beliebig zu formen und zu erschaffen. Das schien daran zu liegen, daß in diesem Universum die dafür nötigen Voraussetzungen fehlten. Aber Aquill besaß immer noch recht erstaunliche Fähigkeiten. Er konnte eindrucksvollere und intensivere Visionen entstehen lassen als Payocoq, seine ausgesandten Traumbilder konnten noch von Gehirnen empfangen werden, die Hunderte von Parsek weit entfernt waren.

Ohne seinen Kugelschädel drehen zu müssen, sagte er zu Lovely: »Wie fühlen Sie sich? Entspannt und ausgeglichen? Oder leiden Sie noch unter den Depressionen? Wir müssen den Druck, der auf Ihrem Geist lastet, aufheben, Lovely. Wir müssen den Widerstand Ihres Unterbewußtseins brechen. Warum sträuben Sie sich? Sie wissen, daß Sie auserwählt sind, der Erlöser von unzähligen leidenden Kreaturen zu sein. Befreien Sie den Eingeschlossenen, und Sie befreien alle, die in der Tiefe gefangen sind! Ich zeige Ihnen jetzt die Höhen-

welt, Lovely, ich zeige Ihnen das Paradies in seiner ganzen Schönheit ... «

... damit er erkennt, was die Verbannten in der Tiefe vermissen müssen. Er sieht die Bilder voll Verlangen, möchte selbst einkehren in dieses Universum ohne Grenzen, ohne Schranken, wo jeder das wird, was er ist, wo es eine Gleichheit gibt, aber kein Kollektiv, wo es keine Gesetze gibt, aber ausgleichende Gerechtigkeit, keine Disziplin, aber eine Ordnung, wo es Liebe, Haß, Neid, alles Böse und Gute gibt, diese Emotionen aber nie in elementarer Gewalt zum Ausbruch kommen...

Und wenn Vier-Viertel-Calluq nicht sportlich kämpft, sondern tötet, wird er verbannt!

Und wenn Giryolkenzy nach abwegigem Wissen verlangt, wird er verbannt!

Und wenn Aquill mehr anstrebt als die Vollkommenheit der Schönen Künste, wird er verbannt!

Und Payocoq wird im Zweifelsfalle verbannt!

Und wer fehlt, wird verbannt ...

Nein, dorthin wollte Lovely nicht! Die Höhenwelt, so paradiesisch sie schien, besaß die gleichen Fehler wie die Tiefe. Wo

war hier die unumschränkte Freiheit des Individuums?

Aber, Lovely, die Höhenwelt ist identisch mit Vollkommenheit!

Eine unvollständige Vollkommenheit - ohne Freiheit! Dorthin wollte Lovely nicht. Um keinen Preis!

»Jetzt habe ich die Blockade in Ihrem Unterbewußtsein gefunden«, sang Aquill triumphierend. »Lovely, niemand verlangt von Ihnen, in die Höhenwelt zu gehen!«

»Nicht?«

»Nein. Sie sollen uns nur zur Rückkehr verhelfen. Sie müs-

sen hierbleiben! Ich glaube, jetzt werden wir besser vorankommen.«

Lovely entspannte sich von nun an besser. Aber die einmal erwachten Zweifel blieben in ihm. Was war das für ein Paradies, das Kreaturen wie Vier-Viertel-Calluq hervorbrachte?

Ein höllisches Paradies?

Lovely zog die paradiesische Hölle seines Universums vor.

Aber darauf kam es nicht an. Er wollte den Verbannten von Garwinkel zur Rückkehr verhelfen.

3.

Giryolkenzy triumphierte, als er von Aquill erfuhr, daß Lovely Boscyk seine innere Abwehr abgelegt hatte und für die entscheidende Befreiungsphase bereit sei.

Das Warten machte Giryolkenzy halb wahnsinnig. Er war Jahrtausende hindurch geduldig gewesen, doch jetzt bereitete ihm jede Sekunde, die er in seinem Gefängnis zubringen mußte, unvorstellbare Qualen. Aquill, der in ständiger telepathischer Verbindung mit ihm stand, mußte beruhigend auf ihn einwirken.

»Kann die Befreiung nicht sofort vorgenommen werden?« fragte Giryolkenzy voller Ungeduld.

»Nein, Bruder«, antwortete Aquill und schickte dem Eingeschlossenen Traumbilder von Nomwada. Doch sie verfehlten ihre Wirkung. Statt zu beruhigen, wühlten sie Giryolkenzy nur noch mehr auf, verstärkten seine Qual.

Aquill erkannte seinen Fehler noch rechtzeitig und vermittelte seinem Bruder über seine Sehorgane ein Bild von seiner Umgebung. Giryolkenzy erblickte Payocoq, dessen Erregung sich am farbenfrohen Schillern seiner Körperkristalle zeigte.

Giryolkenzy hätte dem närrischen Wegoya am liebsten schon jetzt die Wahrheit ins Gesicht geschleudert. Glaubte er doch tatsächlich, daß sie durch seine, Giryolkenzys, Befreiung in die Höhenwelt zurückkehren könnten. Ja, wäre es ihm gelungen, das Geheimnis seines Kerkers zu ergründen, so hätte er damit das Tor zu ihrer Welt geöffnet. Aber er besaß den Schlüssel zu seinem Gefängnis nicht und war froh, wenigstens einen Weg in die Freiheit gefunden zu haben. Die Vorbereitungen für seine Flucht waren getroffen. Ohne seine Brüder davon zu informieren, hatte er Lovelys Leute an Bord

der MIGHTY QUEEN bringen lassen. Sie würden ihn zum gegebenen Zeitpunkt von Garwinkel fortfliegen. Jedenfalls zog er das Leben in der Tiefe einer Gefangenschaft vor.

»Aquill, was zögerst du so lange!«

»Wir müssen deinen Befreier in die richtige Position bringen«, rechtfertigte sich Aquill. »Erst wenn sich Lovely an dem von mir erstellten Echopunkt befindet, kann der Kontakt zwischen dir und ihm mit der benötigten Intensität hergestellt werden.«

Giryolkenzy sah durch das Dutzend Augen seines Bruders Aquill, wie die kleine Gruppe den Raum verließ, in dem der Befreier auf den großen Augenblick vorbereitet worden war. Aquill setzte sich an die Spitze, dann kamen Lovely und Payocoq. Calluq bildete den Abschluß.

Der Eingeschlossene empfand Mitleid mit seinem Bruder, der Zeit seines Lebens ein Kämpfer gewesen war. Calluq hatte noch nie während seiner unzähligen Kämpfe geistigen oder körperlichen Schaden genommen. Und jetzt war er verstümmt. War es durch Payocoqs Schuld dazu gekommen?

»Du hattest in der Roten Rotunde jemanden bei dir, Payocoq«, sagte Calluq in diesem Augenblick, als hatte er die stillen Gedanken seines eingeschlossenen Bruders vernommen. »Wer war das? Warum hast du ihn vor mir versteckt?«

»Du irrst, Calluq«, behauptete Payocoq und war bemüht, seine Stimme rein und melodiös klingen zu lassen. Aber das kurze, schwache Pulsieren seines Körpers verriet ihn. Daran erkannte Giryolkenzy seine Unsicherheit, die einem Schuldbekenntnis gleichkam.

Zur rechten Zeit würde Payocoq büßen müssen!

»Wir kommen später auf dieses Thema zurück, Payocoq«, erklärte Calluq.

Giryolkenzy merkte, daß der Befreier unter der nervlichen

Anspannung litt.

Lovely lachte nervös. »Wieso gebt ihr euren Namen diese eigenwillige Bedeutung? Payo Coq'Inoi ist Payocoq, Giryol Kenzy ist Giryolkenzy.«

»Wir gebrauchen die Namen in ihrer ursprünglichen Bedeutung«, erklärte Aquill bereitwillig und sandte Lovely beruhigende Impulse. »Payocoq heißt *der Sucher*, Giryolkenzy ist *der Eingeschlossene*. Garwinkel heißt *Ort der Verdammnis*. Und Sie sind unser Lovelyboscyk, unser *Befreier*.«

»Lovelyboscyk«, wiederholte Lovely und grinste unsicher.

Gleich war es soweit! Giryolkenzy spürte den ersten leisen Kontakt.

»Ich kann mir immer noch nicht vorstellen, daß ich allein durch meine Anwesenheit Giryol Kenzy befreien werde«, sagte Lovely.

»Der geistige Kontakt ist ausschlaggebend«, erklärte Aquill.

»Sie werden ihn nicht zu sehen bekommen.« Aquill blieb stehen. »Jetzt haben wir den Echopunkt erreicht. Spüren Sie bereits die psychische Ausstrahlung Giryolenzys, Lovelyboscyk?«

»Ja ... er scheint mir ganz nahe zu sein ... *Aber wo ist er?*«

»Verhalten Sie sich ruhig, Lovelyboscyk. Es dauert nicht lange.«

Hast du Kontakt, Bruder?

»Ja, ja!« triumphierte Giryolkenzy.

Lovely begann am ganzen Körper zu zittern.

»Was passiert mit mir?« stammelte er. Sein Gesicht verlor die Farbe. Er öffnete den Mund, ein Röcheln kam über seine Lippen. Seine Hände krallten sich in den Halsausschnitt der Kombination und öffneten den Verschluß. Er begann an der Bluse zu zerren, als wolle er sich ihrer entledigen, um bes-

ser atmen zu können. Dabei bekamen seine Hände die Kette zu fassen, an der die Phiole mit dem Serum hing. Er zerrte daran ... die Kette zerriß ... er schleuderte sie von sich — und die Phiole zerschellte am Boden, das Serum floß aus.

»Was stellt ihr mit mir an? Ich ersticke!« röchelte Lovely. Er verlor den Halt und stürzte zu Boden. »Mein Körper, er ist... wie gelähmt. Er gehorcht mir nicht mehr ...«

»Das ist nur eine Begleiterscheinung«, beruhigte ihn Aquill.

»Gleich ist es geschafft«, ließ sich Giryolkenzy hören. Er war jetzt überzeugt, daß das Experiment gelingen würde. In wenigen Augenblicken war er frei, würde er sein Gefängnis hinter sich lassen, konnte sich überallhin begeben, an jeden Punkt der Tiefe.

Aquill, Calluq und Payocoq umstanden schweigend Lovelyboscyk. Sie sahen, wie er sich langsam erhob. Payocoq eilte zu ihm und wollte ihn stützen, doch Lovelyboscyk stieß ihn von sich.

Das irritierte Payocoq. Er konnte sich nicht erklären, warum eine solche Veränderung mit dem ehemaligen Kaiser der Freifahrer vor sich gegangen war.

»Was habt ihr ihm angetan?« fragte er die beiden Brüder. »Wann wird Giryolkenzy erscheinen? Wann öffnet sich das Tor zur Höhenwelt?«

»Nie!« erklärte Aquill. »Wir können nicht in unsere Welt zurückkehren, das wußten wir von Anfang an. Uns ging es nur darum, unserem eingeschlossenen Bruder die Freiheit zu geben.«

»Das glaube ich nicht«, flüsterte Payocoq. Sein Körper verlor den Glanz und bekam eine aschgraue Farbe.

»Du warst schon immer ein Narr - wie alle Tagträumer«, sagte Calluq und bewegte sich auf seinen zwei gelenkigen

Säulenbeinen auf Payocoq zu. »Hast du wirklich geglaubt, wir wollten in die Höhenwelt zurückkehren, um uns erneut Korceions Zorn auszusetzen? Nein, wir bleiben in der Tiefe. Und wir werden einen Eroberungsfeldzug in diesem Universum starten.«

»Das kann nicht Wirklichkeit sein«, sagte Payocoq ungläublich und versuchte, Calluq auszuweichen. Doch der Kämpfer hatte ihn in die Enge getrieben.

»Für dich ist in dieser Welt allerdings kein Platz mehr frei«, erklärte Calluq mit hohntriefender Stimme. »Du hast versagt und bist zudem noch ein Verräter. Du hast verschuldet, daß ich Llu verlor und Zeit meines Lebens ohne Arme sein muß. Dafür wirst du büßen. Payocoq, ich verbanne dich an einen Ort, der noch schrecklicher, finsterer, kälter ist als die Tiefe!

»Was hast du mit mir vor? Calluq!«

»Ich werde dich ins Jenseits befördern.«

Von Calluqs Rücken hatte sich Cal gelöst. Der formlose Klumpen quoll an der Seite des Kämpfers hinab, plumpste zu Boden und schob sich mit wellenförmigen Bewegungen auf Payocoq zu. Der Wegoya versuchte, sich dadurch zu retten, daß er Cal hypnosuggestive Impulse entgegenschleuderte. Doch seine Reaktion kam nicht mehr rechtzeitig. Cal hatte seine Beine erreicht, glitt an ihnen hoch, bis er den ganzen Körper einhüllte. In den letzten Sekunden seines Lebens beherrschte die Frage nach Lovelys Schicksal sein Denken.

Aquill gab bereitwillig Auskunft: »Lovelyboscyk muß mit Giryolkenzy die Rollen tauschen und seinen Platz im Kerker einnehmen ...«

Aquill verstummte. Denn erstens war Payocoq bereits tot und konnte ihn nicht mehr hören, zweitens vernahm er plötzlich fremde Gedankenströme, die ganz aus der Nähe kamen.

»Sieh um dich, Bruder!« befahl er Calluq.

Calluq ließ die Felsmassen transparent werden, drang mit seinem Blick immer weiter vor - bis zu dem Raum, in dem Lovelyboscyk festgehalten worden war. Dort sah er die Ein-dringlinge.

Während er sich mit einem Wutschrei in Bewegung setzte, löste sich sein Körper in drei Teile auf. Cal, All und Luq stürmten dem Feind getrennt entgegen.

4.

Die Vanymos brachten Roi Danton, Jank Grimson und Prygtin zuerst in das Haus des Springers. Während sich Prygtin einen Druckanzug und Waffen besorgte, blieben Roi und Grimson für einige Minuten im Garten allein.

»Warum haben Sie ausgerechnet mich zu diesem Unternehmen mitgenommen?« erkundigte sich Grimson.

Roi blickte ihm in die Augen.

»Können Sie sich das nicht denken?«

Grimson wandte sich achselzuckend ab.

»Nein, ich kann es mir nicht denken.«

Roi lächelte. »Sie sind kein guter Lügner, Jank, oder tun Sie nur so? Als USO-Spezialist müßten Sie eigentlich gelernt haben, sich jeder Situation anzupassen.«

Sein Kopf schnellte herum. »Sie wissen...?«

»Ich brauchte mir nur die Frage zu stellen, wer uns die Falle in der Roten Rotunde gestellt haben konnte und hatte auch schon die Antwort«, erklärte Roi. »Nur Sie kamen in Frage. Es war ein Glück, daß mir Prygtin über den Weg lief und mich warnte.«

»Sie hätten nichts zu befürchten gehabt, Roi«, sagte Grimson. »Wir wollten Sie nur nach Quinto-Center bringen und Sie Lordadmiral Atlan vorführen. Es war sein Wunsch, Sie einmal persönlich kennenzulernen.«

Roi lächelte amüsiert. Atlan hätte Augen gemacht, wenn man ihm Rhodans Sohn als König der Freifahrer vorgestellt hätte.

»Ich weiß, daß ich nichts zu befürchten hatte, denn ich habe gute Freunde bei der USO«, meinte Roi, immer noch amüsiert. »Ich werde ohnehin eine Zusammenkunft mit At-

lan arrangieren. Aber jetzt ist es noch zu früh dazu.«

Eine Weile herrschte Schweigen zwischen ihnen, dann sagte Roi: »Sie wunderten sich, daß Cryjonon mich Mike nannte. Haben Sie nun eine Antwort darauf gefunden?«

Grimson schwieg.

»Also haben Sie mich erkannt«, stellte Roi fest. »Es war wohl nicht sehr schwer?«

»Vom Aussehen her hätte ich Sie nicht erkannt«, antwortete Grimson zögernd. »Als Michael Rhodan damals spurlos verschwand, ging sein Bild durch alle Zeitungen und wurde von allen TV-Sendern ausgestrahlt. Sie haben mit diesem jungen Mann keine Ähnlichkeit mehr, Roi. Erst nachdem Anfir Sie bei Ihrem richtigen Vornamen genannt hatte, wurde mir langsam klar, wer Sie in Wirklichkeit sein könnten. Haben Sie mich zu diesem Todeskommando mitgenommen, um sich meiner zu entledigen?«

»Sie haben keine hohe Meinung von mir«, sagte Roi. »Nein, Jank, ich habe Sie ausgesucht, weil ich Ihr Vertrauen gewinnen möchte. Sie gefallen mir. Obwohl Sie mich verraten haben, ist ein Platz unter den Freifahrern für Sie reserviert.«

»Ist Ihnen die Geheimhaltung Ihrer Identität so viel wert?«

»Jawohl.«

»Aber ich bin USO-Spezialist, vergessen Sie das nicht.«

»Sie könnten den Dienst quittieren«, schlug Roi vor.
»Überlegen Sie sich das, Jank.«

»Das werde ich tun«, versprach Grimson.

Prygtin kam zurück. Er trug einen veralteten Druckanzug, der nur ein Zehntel der Energieleistung aufbrachte wie die Kampfanzüge der Freifahrer. Bewaffnet war er mit zwei klobigen Fauststrahlern. Er hatte ein Dutzend Vanymos bei sich, die mit ihnen zum Tempel der Inoi-Sekte teleportierten.

5.

Der Tempel war überfüllt, die Gläubigen standen bis weit auf den Platz hinaus. Es handelte sich in der Hauptsache um Wegoyi, die aus ihrem Land nach Nomwada gekommen waren, um an der Seite des Payocoq in die Höhenwelt einzuziehen. Ober den Platz hallte ein tiefer, schwermütiger Gesang, der von den Priestern, die sich auf dem Dach des Tempels versammelt hatten, angestimmt worden war.

»Grimson und ich, wir könnten im Schütze unserer Deflektorschirme unbemerkt in den Tempel eindringen«, sagte Roi, nachdem sie zusammen mit den Vanymos die Teleporterplattform verlassen und sich in den Flur eines Hauses am Rande des Platzes zurückgezogen hatten. »Aber Sie, Prygtin, würden sofort entdeckt werden. Selbst wenn Sie in den Tempel hineinkämen, würden Sie den Zugang zu den subplanetaren Anlagen nicht lebend erreichen.«

Prygtin kicherte, und dabei gerieten seine Körpermassen in Bewegung. »Der Witz ist nur, daß es überhaupt keinen Zugang zu Calluqs und Aquills Versteck gibt. Wenn man in ihr Reich eindringen will, muß man teleportieren. Selbst Aquill, Calluq und Payocoq benötigen dazu die Hilfe von Vanymos. Und es gibt nur wenige Mutanten, die wissen, wo die subplanetaren Räume liegen. Sie halten sich im Tempel auf und werden von Wahnhallen beschützt.«

»Vor den Wahnhallen schützen uns auch die Deflektorschirme nicht«, sagte Roi. »Wie kommen wir dann an die Vanymos heran?«

Prygtin kicherte wieder. »Wir überhaupt nicht, aber *meine* Vanymos.«

Der Springer trug vier seiner Mutanten auf, in den Tempel

zu teleportieren und zumindest einen von jenen Vanymos mitzubringen, die den Transport von Calluq und Aquill in die subplanetaren Regionen besorgten.

Die vier Mutanten entmaterialisierten. Die drei Männer warteten vergeblich auf ihre Rückkehr. Nachdem eine Viertelstunde vergangen war, meinte Prygtin resignierend:

»Zwecklos, noch länger zu warten. Die kommen nicht mehr zurück. Ich habe gehofft, daß sie diesmal zumindest so viel Initiative aufbringen würden, um einen einfachen Auftrag zu erledigen. Aber nicht einmal dazu sind sie fähig, wenn man nicht ständig hinter ihnen her ist.«

»Ich werde die Sache in die Hand nehmen«, erklärte Roi entschlossen und wies alle Bedenken Prygtins zurück, die dieser vorbrachte. Roi sagte abschließend: »Ich werde mich nicht lange genug im Tempel aufhalten, um in ernsthafte Gefahr geraten zu können.«

Er ließ sich von einem Vanymo in den Tempel teleportieren. Sie materialisierten in jenem Raum, in dem die Mutanten Calluqs und Aquills untergebracht waren. Insgesamt befanden sich neun der kleinen Wesen mit den übernatürlich großen Köpfen dort.

Sie wurden von zwanzig Wahnhallen bewacht.

Als Roi materialisierte, stürzten sie sich sofort auf ihn. Er mußte zwei von ihnen paralysieren, bevor er einem der Vanymos befehlen konnte:

»Du wirst mich aus dem Tempel begleiten!«

Der Mutant nickte mit seinem riesigen Kopf und reichte Roi seine winzige Hand. Roi hielt sich die heranstürmenden Wahnhalle mit dem Paralysator vom Leib, sah, daß zwei weitere gelähmt zusammenbrachen, und teleportierte dann mit seinem und dem gekidnappten Vanymo zu Prygtin und Grimson zurück.

»Alle Achtung!« staunte der Springer. Er wandte sich an den entführten Vanymo und trug ihm auf, seinen Artgenossen die markanten Bezugspunkte von Calluqs Versteck zu verraten, damit sie gemeinsam hinteleportieren konnten.

Der Vanymo begann am ganzen Körper zu zittern, kam jedoch der Aufforderung nach. Gemeinsam mit fünf anderen bildete er einen Kreis, schloß die Augen, senkte den Kopf weit nach vorne und verfiel in geistige Konzentration. Prygtin, Grimson und Roi stellten sich in die Mitte des Kreises. Sie hielten ihre Waffen schußbereit in den Händen, um gegen alle eventuellen Überraschungen gewappnet zu sein.

Es dauerte nur wenige Sekunden, dann hatten die Vanymos ihre parapsychischen Gehirnströmungen aufeinander abgestimmt und - teleportierten mit den drei Männern.

Sie materialisierten in einem Raum, dessen Einrichtung ungefähr dem terranischen Geschmack entsprach. Roi erkannte an einigen Kleinigkeiten, daß sich hier Lovely Boscyk aufgehalten haben mußte.

»Wir sind auf dem richtigen Weg«, sagte er.

Prygtin befahl den sechs Vanymos, sich nicht von der Stelle zu rühren.

»Achtung!« schrie Jank Grimson und deutete an eine Stelle der Wand, an der sich eine Öffnung auftat. Roi schaltete seinen Schutzschirm ein und brachte den Paralysator in Anschlag. Er ließ ihn erleichtert sinken, als er sah, daß durch die Öffnung nur acht Vanymos geschritten kamen.

»Die Anwesenheit der Mutanten beweist, daß zumindest einer von Giryol Kenzys Helfern hier unten ist - vielleicht aber auch alle beide.«

»Das spielt keine Rolle mehr«, meinte Roi. Für ihn zählte nur, daß er Lovelys Spur gefunden hatte. Diesmal würde er nicht eher ruhen, bis er ihm gegenüberstand. »Wir sind be-

stens ausgerüstet, soll Giryol Kenzy seine Ungeheuer nur loslassen!«

Er hatte es kaum gesagt, als Grimson wieder eine Warnung rief. Roi sah, daß aus der der Tür gegenüberliegenden Längswand ein gallertartiger Klumpen organischer Materie herausquoll und brachte den Paralysator in Anschlag. Aber Grimson war schneller. Er drückte den Desintegrator ab und nahm Calluqs Fragment Cal so lange unter Beschuß, bis es gänzlich zur Auflösung gebracht war.

Ein Schrei, aus Schmerz und Wut geboren, gellte gespenstisch durch die Stollen und Höhlen der Unterwelt von Garwankel.

»Calluq beklagt den Verlust seines zweiten Viertels«, stellte Prygtin mit Genugtuung fest. »Von ihm droht uns nur noch geringe Gefahr. Aber wir müssen uns vor Aquil! in acht nehmen. Wir besitzen nichts, womit wir uns vor seinen Traumbildern schützen könnten.«

Calluqs Schreie wurden lauter, kamen von immer näher. Roi, der wußte, daß die beiden letzten verbliebenen Viertel All und Luq feste Materie nicht durchdringen konnten, postierte sich mit Prygtin und Grimson gegenüber der Tür. Die Vanymos hatten sich in die entfernteste Ecke zurückgezogen.

Und da erschien All in der Tür.

Prygtin und Grimson zögerten bei seinem Anblick, doch dann feuerten sie gleichzeitig - Prygtin mit seinen beiden Handstrahlern, Grimson mit dem Desintegrator. Die Schüsse verpufften einen Meter vor All wirkungslos, wurden von dem energieabsorbierenden Feld verschluckt, in den Hyperraum abgeleitet.

»Feuer einstellen!« schrie Roi, der seinen Paralysator in die Linke genommen hatte und in der Rechten ein Vibratormesser wurfbereit hielt.

Grimson befolgte seine Anordnung sofort, doch Prygtin schoß unbeirrt weiter. Das wurde ihm zum Verhängnis. Plötzlich glühten seine beiden Strahler auf, als All die aufgefange-nen Energien zurückschleuderte. Prygtin versuchte, die glühenden Strahlenwaffen fortzuschleudern, aber sie schienen förmlich an seinen Händen zu kleben ... und dann explodier-ten sie.

Roi wartete im Schutze des Energieschirms, bis die Druck-welle über ihn hinweggefegt war, dann nahm er kurz Ziel und warf das Vibratormesser. Es traf All am Kopf und drang ihm tief ins Gehirn. Das dritte Viertel Calluqs starb auf der Stelle.

Luq, das letzte Fragment Calluqs, das aus dem vielgelen-kigen Säulenbein und dem wie eine exotische Blume anmutenden Nervenzentrum bestand, nutzte den Moment, da die beiden Terraner von All abgelenkt worden waren und drang in den Raum ein.

Grimson wirbelte herum und schoß. Aber im gleichen Au-genblick, in dem er abdrückte, spie Luq einen Säurestrahl in seine Richtung. Der Afroterrane wurde voll getroffen, die Klarsichtscheibe seines Druckhelmes beschlug sich, begann Blasen zu werfen und wurde zersetzt.

»Runter mit dem Druckanzug!« Hörte er Roi über die Helm-funkanlage rufen und schraubte in fieberhafter Eile den Helm ab, konnte jedoch nicht verhindern, daß ein Tropfen der Säure seine Backe traf.

Er spürte den Schmerz überhaupt nicht, denn inzwischen hatte sich auf seiner Brust ein höllisches Brennen breit ge-macht. Ihm war, als würde an dieser Stelle seines Körpers ein Atomfeuer glühen.

Panisches Entsetzen ergriff ihn. Er riß sich die von der Säu-re zerfressene Kombination vom Leib, bis er mit nacktem

Oberkörper dastand. Das Brennen in seiner Brust wurde stärker. Er sah an sich hinunter und sah eine Wunde, die so groß war, daß man eine Faust hineinstecken konnte.

Grimson taumelte und brach besinnungslos zusammen.

Roi wollte ihm zu Hilfe eilen. Er machte einen Schritt — und betrat unbekanntes Land.

Alles nur Illusion! sagte er sich und wollte weitergehen. Aber da sprang ein Schatten aus dem düster-violetten Himmel auf ihn herab, durchdrang seinen Schutzschild. Roi machte eine instinktive Abwehrbewegung, und der Schatten löste sich in Nichts auf.

Er sagte sich wieder, daß alles nur eine Fiktion war, die ihm da vorgegaukelt wurde und nahm sich vor, sich nicht mehr von den Bildern täuschen zu lassen. Er machte einen zweiten Schritt, einen dritten. Jetzt mußte er Grimson gleich erreicht haben.

Von links kam ein Stöhnen. Roi blickte nicht hin.

»Hilf mir, Roi, bitte, bitte laß mich nicht sterben!« flehte Lovely Boscyk.

Roi ließ sich nicht irritieren. Wenn dort tatsächlich Lovely im Sterben läge, hätte er ihn *Mike* und nicht Roi genannt.

Wo war Grimson? Er streckte die Hände aus und zuckte zurück, als ihn aus einer Rinne des Bodens eine Schlange anzündelte.

Hatte er die Orientierung verloren? Lag Grimson in einer anderen Richtung?

Plötzlich durchzuckte Roi eine schreckliche Erkenntnis: Er war verloren! Was nützte ihm sein Kampfanzug, seine hervorragende Bewaffnung, wenn er seinen Gegner nicht sehen konnte, auf dessen Attacken nicht vorbereitet war. Er war gefangen in einer Traumwelt, aus der es für ihn kein Entkommen gab.

Wieder drang Lovelys Stimme zu ihm.

»Warte, bevor du ihm den Gnadenstoß versetzt, Aquill«, sagte Lovely. »Laß mich das machen.«

Das ist nicht Lovely! dachte Roi. Wenn er wenigstens gewußt hätte, in welcher Richtung die Vanymos sich befanden. Er hätte einen der Mutanten dazu bringen können, mit ihm zur Oberfläche zu teleportieren.

»Was willst du mit der Waffe, Lovelyboscyk?«

»Dich töten!«

Blitze zuckten durch die gespenstische Traumlandschaft, zerrissen sie in tausend Fetzen. Ein Schrei wie ein Donner hallte durch das Chaos. Mit dem Verklingen des Schreies löste sich auch die alpträumhafte Szenerie auf.

Vor Roi lag ein Wesen, das in allen Einzelheiten Calluglich.

Dahinter stand Lovely Boscyk und hielt einen Strahler in der Hand. Er wirkte noch kränklicher als bei seiner letzten Begegnung mit Roi, sein Körper bestand nur noch aus Haut und Knochen. Er versuchte ein Lächeln, aber es wurde nur eine schmerzverzerrte Grimasse. Der Strahler entglitt seiner Hand, er hielt sich den Unterleib und krümmte sich zusammen.

»Ich brauche Hilfe, Roi. Wenn ich nicht sofort Hilfe bekomme, bringt mich dieser verdammte Tumor noch um.«

Roi ging zu ihm und stützte ihn. Er führte ihn zu dem bewußtlosen Grimson und winkte die Vanymos heran.

Dabei sagte er: »Ich dachte, du hättest die Infektionskrankheit nur erfunden, Lovely.«

Seine Worte hörten sich angesichts dieser Situation banal und sinnlos an. Aber ihm fiel nichts anderes zu sagen ein.

»Stimmt - bis zu einem gewissen Grad zumindest«, sagte Lovely stöhnend. »Ich habe mir die Viren selbst injiziert, um

euch zu täuschen. Ich trug ständig eine Phiole mit dem Heilserum bei mir, um eine Ausweitung der Krankheitserreger zu verhindern. Aber die Phiole zerschellte, und das Heilserum floß aus.«

Die Vanymos kamen heran und bildeten einen Kreis um die drei Menschen.

»Ich muß dir erzählen, Roi... Mike . . .«, begann Lovely, aber der König der Freifahrer unterbrach ihn.

»Dazu ist später Zeit, bis wir auf dem Schiff sind«, sagte er und befahl den Teleportern, sie zum Raumhafen von Nomwada zu bringen.

September 2433: ROI DANTON

1

Ich sagte: »Du scheinst nicht sehr erbaut von meinem Besuch zu sein.«

Lovely sagte: »Doch, Mike, doch. Ich freue mich, dich zu sehen.«

»Du verbirgst die Freude über unser Wiedersehen aber sehr geschickt.«

»Sollen wir uns zanken wie die Kinder, Mike? Ich freue mich ehrlich, daß du gekommen bist. Und ich freue mich, dich so wohllauf zu sehen.«

»Wie fühlst du dich?«

»Prima.«

»Füllt dich dein Leben wirklich aus?«

»Ich kann es mir nicht aussuchen, Mike. Aber dennoch — ich bin zufrieden. Ja, mehr noch, ich möchte mit niemandem tauschen. Bist du jetzt enttäuscht?«

»Das kann ich nicht abstreiten. Ich habe mir von dir eine andere Antwort erhofft. Eigentlich bin ich nur gekommen, um dich dazu zu überreden, die Führung der Freifahrer wieder zu übernehmen.«

»Du weißt, daß das nicht mehr geht, Mike. Ich habe mich von meinem früheren Leben losgesagt und habe nichts mehr mit den Freifahrern zu schaffen.«

»Das fällt dir so leicht? Du kannst einfach einen Strich unter deine Vergangenheit setzen und sie vergessen?«

»Du müßtest das besser verstehen als jeder andere. Hast du nicht ebenfalls dein früheres Leben aufgegeben und ein neues

begonnen?«

»Das war etwas anderes!«

»Inwiefern?«

»Nun, ich hatte es ganz einfach satt...«

»Ja? Warum sprichst du nicht weiter?«

Ich seufzte. Es hatte keinen Zweck, mit Lovely argumentieren zu wollen. Was Dickköpfigkeit anbelangte, stand er den anderen Boscyks um nichts nach. Wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann ging er nicht mehr davon ab. Und er hatte beschlossen, sich nicht mehr an die Spitze der Freifahrerorganisation zu stellen.

Ob er mit seinem Dasein glücklich war? Er sagte, ja. Aber ich konnte das einfach nicht glauben.

Ich erinnerte mich des Tages, als wir Calluq und Aquill besiegt hatten und Garwankel verlassen wollten. Damals hatte ich um Lovelys Leben bangen müssen ...

Als ich mit Lovely und dem bewußtlosen Grimson auf dem Beiboot der FRANCIS DRAKE materialisierte, wurden wir von Cryjonen, Oro und den anderen bereits erwartet.

»Bringt Lovely und Grimson sofort auf die Krankenstation«, befahl ich über die Außensprechchanlage meines Kampfanzuges. »Lovely muß unter Quarantäne gestellt werden. An Jank Grimson muß eine Biomolplast-Transplantation vorgenommen werden.«

Ohne irgendwelche Fragen zu stellen, holten die Männer Schwebebahren und brachten die beiden auf die Medizinische Station des Schiffes. Oro Masut aktivierte über Funk die beiden Medo-Robots.

»Sollen wir starten, Sir?« erkundigte sich Tusin Randta, der aus eigener Initiative alle erforderlichen Maßnahmen für einen Blitzstart getroffen hatte.

Ich zögerte. Es wäre sinnvoller gewesen, Garwankel zu ver-

lassen und sich von der FRANCIS DRAKE einschleusen zu lassen. Denn auf dem Mutterschiff besaßen wir bessere Möglichkeiten, Lovelys unbekannte Infektionskrankheit zu erforschen. Andererseits ging ich dabei das Risiko ein, daß sich die Krankheit über das ganze Schiff ausbreitete. Da zudem Jank Grimson auf dem Beiboot ebensogut geholfen werden konnte, entschloß ich mich gegen einen Start.

»Maschinen stopp!« ordnete ich an. Dem Funker befahl ich: »Fordern Sie von der FRANCIS DRAKE das komplette Ärzteteam und den Bakteriologen an. Sie sollen augenblicklich über den Transmitter an Bord des Beiboots kommen und die erforderliche Ausrüstung für eine Virenuntersuchung mitbringen.«

Der Funker führte meinen Befehl widerspruchslos aus. Tuisin Randta dagegen starre mich verwirrt an.

»Darf ich fragen, warum Sie einen Start untersagen?« fragte er.

»Seuchengefahr«, sagte ich knapp.

»Aber . . . «

»Bleiben Sie auf Ihrem Posten und schweigen Sie!« fuhr ich ihn an. Er zuckte zusammen, als hätte ich ihn geschlagen und wendete sich wortlos seinen Armaturen zu. Meine Leute waren es nicht gewöhnt, daß ich in diesem Ton mit ihnen sprach. Ich bereute es hinterher sofort, daß ich Randta zusammengestaucht hatte und würde es ihn später wissen lassen. Aber jetzt war mir nicht nach einer Entschuldigung zumute.

»Soll ich ein Bad für Sie einlassen, Sir?« fragte Oro.

Ich erkannte seine Absicht; er wollte mich auf andere Gedanken bringen.

»Verzieh dich, Ertruser«, sagte ich betont vulgär.

»Oh«, machte er und verzog den Mund zu einem breiten Grinsen.

Anfir Cryjonon nahm mich an der Schulter und führte mich beiseite. Ich hatte aus den Augenwinkeln gesehen, daß er vorher einem der Männer etwas zuflüsterte, worauf dieser verschwand.

»Sie vergessen sich, Roi«, sagte er zu mir, als wir in der leerstehenden Ortungszentrale angekommen waren. Mit einem musternden Blick auf die altertümliche Kleidung, die ich auch unter dem Kampfanzug getragen hatte, fügte er hinzu: »Ich vermisste schon lange Ihre köstlichen Auftritte. Wollen Sie Ihre Maske eines dekadenten Stutzers und Höflings so vernachlässigen, daß man am Ende gar hinter Ihre wahre Identität kommt?«

»Alles zu seiner Zeit«, sagte ich verdrießlich.

Er nickte verstehend. »Ich weiß, die letzten Monate waren keine gute Saison für Hofnarren.«

Er unterbrach sich, als der Mann, den er fortgeschickt hatte, mit einem Tablett zurückkehrte, auf dem eine Flasche und zwei Gläser standen.

»Kognak«, sagte Cryjonon und schenkte uns ein. »Adlige Ihres Standes, Monsieur Danton, pflegen dieses Getränk aus dem Fingerhut zu trinken. Aber brechen Sie dieses eine Mal mit Ihren Gepflogenheiten und baden Sie Ihre Kehle mit einem vollen Glas. Das ist Medizin gegen Melancholie. Prost!«

Ich leerte den Inhalt des Glases auf einen Zug und spürte, wie es mir die Tränen in die Augen trieb.

»Scheußlicher Fusel!, sagte ich hustend. »Aber er hilft,«

Mir wurde schnell wärmer, und das war gut, denn ich brauchte etwas innere Wärme.

»Sie sind doch nicht nur auf Garwinkel geblieben, weil Sie Angst vor einer Ausbreitung der Infektion hatten«, sagte Cryjonon. »Wir hätten uns nicht unbedingt in die FRANCIS

DRAKE einschleusen müssen, sondern hätten uns auch an ihrem Rumpf verankern können. Was ist also der wahre Grund?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht. Es ist nur so ein Gefühl, das mir rät, noch einige Zeit auf Garwinkel zu bleiben.«

Das entsprach der Wahrheit. Ich wußte nicht, worauf ich wartete. Aber da es weder für Lovely, noch für Grimson ein Nachteil war, wollte ich noch auf Garwinkel ausharren.

Ich wollte Cryjonon noch eine Erklärung abgeben, aber da kam die Meldung über Interkom, daß das vierköpfige Ärzte-team mit dem Bakteriologen in der Transmitterhalle angekommen sei.

Ich ließ Cryjonon stehen und begab mich in die Krankenstation, nickte den Ärzten kurz zu und ignorierte das vertrauliche Zwinkern der Krankenschwester.

Die Ärzte hörten sich schweigend meine Ausführungen an, während sie die Vorbereitungen für die Untersuchung der Patienten trafen. Der eine kümmerte sich zusammen mit der Krankenschwester um den noch immer besinnungslosen Grimson. Die beiden anderen, die Isolieranzüge trugen, bemühten sich zusammen mit dem Bakteriologen um Lovely, der mit schmerzverzerrtem Gesicht in einem Bett unter einem bakteriostatischen Energieschirm lag.

Als ich geendet hatte, sagte der Bakteriologe zu Lovely:

»Es war unverantwortlich, ja, geradezu verbrecherisch, sich unbekannte Viren zu injizieren.«

»Ich besitze das entsprechende Heilserum«, stöhnte Lovely.

»Und warum ließen Sie mich dann kommen?« schnarrte der Bakteriologe.

»Es ... es befindet sich auf Olymp«, sagte Lovely schwach.

»Wir würden Boscyks System nicht mehr rechtzeitig er-

reichen«, raunte ich dem Bakteriologen zu.

Er blickte mich spöttisch an. »Sie scheinen mir ein Diagnostiker der alten Schule zu sein. Man könnte meinen, Sie hätten Ezialismus studiert.« Er räusperte sich. »Aber Sie haben natürlich recht.«

Die beiden Ärzte hatten die oberflächliche Untersuchung der geschwulstartigen Erhebung in Lovelys Unterleib beendet.

»Wir müssen operieren«, sagte der eine. »Würden Sie uns jetzt bitte allein lassen?«

Ich warf ihm einen fragenden Blick zu, doch er reagierte nicht darauf.

In der Kommandozentrale wurde ich von Cryjonon mit den Worten empfangen: »Seit einigen Minuten umschleicht ein Wahnhall unser Schiff.«

»Nur einer?« sagte ich mit übertriebener Verwunderung. »Ich hätte eher angenommen, daß Giryol Kenzy uns eine ganze Kompanie schicken würde, um von ihnen das Beiboot in seine Einzelteile zerlegen zu lassen.«

»Beinahe hört es sich so an, als seien Sie nur deshalb auf Garwinkel geblieben«, meinte Cryjonon nachdenklich.

»Hm«, machte ich, »das könnte schon stimmen.«

Aber warum ich wegen der Wahnhalle geblieben sein sollte, darauf konnte ich mir selbst keine Antwort geben. Wie gesagt, es war ein unbestimmtes Gefühl.

3.

Ich starrte auf den Bildschirm.

Darauf war zu sehen, wie der Wahnhall, den violetten Umhang fest um den Echsenkörper geschlungen, langsam und majestätischen Schrittes, das Beiboot umrundete. Unter der Mannschleuse blieb er stehen, blickte hinauf und setzte nach fast einer Minute erst wieder seinen Weg fort. Als er bei der nächsten Umrundung wieder an die Mannschleuse kam, blickte er fast sehnsüchtig hinauf, wie mir schien. Nachdem gut drei Minuten vergangen waren, breitete er seinen Umhang aus und setzte sich.

Einer der Männer lenkte meine Aufmerksamkeit vom Bildschirm ab.

»Sie werden in der Krankenstation verlangt, Sir«, sagte er.

Ich sprang in den Antigravschacht und war eine Minute später in der Krankenstation. Der Bakteriologe hatte sich in einen anderen Raum zurückgezogen. Die beiden Ärzte, die Lovely operierten, hatten sich durch eine milchige Energiewand vom übrigen Raum abgeschirmt.

Der dritte Arzt, der an Grimson die Biomoplast-Transplantation vorgenommen hatte, erwartete mich an der Tür.

»Der Patient ist jetzt bei Bewußtsein und möchte Sie sprechen«, *tagte* er mit gesenkter Stimme.

»Wird er durchkommen?« fragte ich.

Er gab mir keine Antwort. Auf dem Weg zu Grimsons Bett mußte ich an der Krankenschwester vorbei. Sie setzte eine kokette Miene auf und wich keinen Zentimeter zur Seite.

Grimson lag, einen dicken Verband um die Brust gewickelt, mit dem Rücken im Bett. Er lächelte schwach, als ich mich

über ihn beugte. Sein Blick war verschleiert. Er schien durch mich hindurchzublicken, und ich befürchtete schon, er würde mich nicht erkennen.

Aber dann bewegten sich seine Lippen.

»Mike - ich darf Sie doch so nennen ... ?«

»Klar, Jank.«

»Mike, ich habe mir Ihr Angebot überlegt.«

»Das freut mich, Jank.«

»Wenn Sie immer noch Wert auf meine Mitarbeit legen ... ich bin gerne bereit, meinen Abschied bei der USO einzureichen.«

»Ich habe gewußt, daß Sie so entscheiden würden, Jank. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen.«

Er öffnete noch einmal den Mund, aber er sagte nichts mehr. Sein Kopf rollte zur Seite, das Kinn sank ihm auf die Brust. Ich schloß ihm die Augen und unterlegte sein Kinn mit einer Verbandrolle.

Dann erhob ich mich vom Bett. Die Schwester kam neben mich und drückte mir mit ihren Blicken ihr Bedauern aus.

Ich sagte zu ihr: »Wenn Sie etwas über Lovelys Zustand erfahren, verständigen Sie mich sofort.«

Sie strahlte mich an. Ich suchte den Bakteriologen in seinem Laboratorium auf. Er tat, als merke er meine Anwesenheit überhaupt nicht.

»Macht Ihre Arbeit Fortschritte?« erkundigte ich mich.

Er knurrte etwas Unverständliches und blickte nicht einmal von seiner Arbeit auf.

»Es ändert nichts, wenn Sie kein Verständnis für meine Anteilnahme haben«, sagte ich verärgert. »Sie können meinet-wegen jederzeit mit Ihrer Menschenverachtung Eindruck schinden, aber jetzt geht es um das Leben meines Freundes.«

»Stören Sie mich nicht, dann helfen Sie ihm am meisten«,

erwiderte der Bakteriologe. »Was erwarten Sie von mir? Wunder? Ich bin froh, daß ich erst einmal den Krankheitserreger lokalisiert habe. Wer weiß, wieviel Zeit Aras darauf verwandten, dieses Virus zu züchten. Und ich soll innerhalb von Stunden ein Gegenmittel finden! Es ist ein fast aussichtsloses Unterfangen.«

»Geben Sie Ihr Bestes, Professor«, bat ich und kehrte zurück in die Kommandozentrale.

Die Nachricht von Grimsons Tod hatte sich bereits herumgesprochen. Es herrschte eine gedrückte Atmosphäre - und daran war nicht Grimsons Dahinscheiden schuld.

Cryjonon berichtete mir: »Die Operation ist beendet. Die Ärzte können nur noch hoffen, daß der Bakteriologe Erfolg hat. Mit der Entfernung des Tumors allein war es nicht getan, denn der Krankheitsherd hat auf Körperregionen übergegriffen, die nicht chirurgisch zu behandeln sind. An Transplantation ist nicht zu denken.«

»Wir brauchen also doch ein Wunder, Professor«, murmelte ich.

Mit einem Blick auf den Bildschirm erkannte ich, daß der Wahnhall immer noch unter der Mannschleuse saß.

»Ob er Totenwache hält?« fragte ich mich.

Cryjonon warf mir einen seltsamen Blick zu.

»Warum sollte er?«

Ich zuckte die Achseln. »Ich habe noch keinen Wahnhall entdeckt, der sich in der Nähe von Menschen so zurückhaltend verhielt. Bisher war es immer so, daß unsere Emotionen den Aggressionstrieb der Wahnhalle schürten. Ich kann mir das seltsame Verhalten dieses Wahnhalls nur so erklären, daß er Lovelys Todesahnungen empfängt.«

»Wenn es sich so verhält, dann hoffe ich, daß sich der Wahnhall bald zurückzieht«, sagte Cryjonon. »Dann wüßten

wir, daß Lovely durchkommt.«

Ich sah, wie der Wahnhall wieder zur Mannschleuse hinaufblickte.

»Sein Anblick irritiert mich«, erklärte ich. »Ich werde zu ihm gehen und ihn fragen, was er hier will. Das wird uns Klarheit verschaffen.«

»Tun Sie das nicht«, riet mir Cryjonon. »Wie friedlich er jetzt auch ist, wenn Sie in seine Nähe kommen, wird er Amok laufen.«

Ich schüttelte mich. »Er sitzt da wie ein Geier, der darauf wartet, daß sein Opfer verendet. Er muß weg!«

Plötzlich sprang der Wahnhall wie von der Tarantel gestochen auf. Wenige Sekunden später schlug der Interkom an. Ich eilte zum Bildsprechgerät, noch bevor einer der anderen Männer das Gespräch entgegennehmen konnte.

Der Anrufer war einer der beiden Chirurgen. Als ich sein Gesicht auf dem Bildschirm erblickte, erkannte ich an seinem Ausdruck sofort, was er mir mitzuteilen hatte.

»Wir konnten ihm nicht mehr helfen, sondern seinen Tod nur hinauszögern.«

»Hat er noch etwas gesagt?« erkundigte ich mich.

»Er hat das Bewußtsein nicht wiedererlangt ... «

Lovely Boscyk tot! Diese Tatsache sickerte nur langsam in mein Bewußtsein ein. Es würde lange dauern, bis ich mich damit abfinden konnte. Ich glaubte in diesem Augenblick, daß Lovely klinisch zwar tot, aber immer noch *zu* retten sei. Im 25. Jahrhundert besaßen die Ärzte Möglichkeiten, Patienten, die schon Stunden tot waren, ins Leben zurückzuholen. Wenn der Bakteriologe in den nächsten Stunden ein Heilserum entwickelte, dann war Lovely vielleicht doch noch nicht endgültig verloren.

In der Kommandozentrale herrschte drückende Stille.

»Sehen Sie, Roi«, sagte Cryjonon, und es klang wie ein Schrei. »Der Wahnhall scheint plötzlich aus seiner Lethargie erwacht zu sein.«

Tatsächlich machte das Echsenwesen in Richtung der Mannschleuse hin wilde, gestikulierende Bewegungen. Es schien, als hätte ihn Lovelys Tod zum Leben erweckt.

Ich preßte die Zähne aufeinander, daß meine Backenmuskeln in dicken Strängen hervortraten.

»Mannschleuse öffnen!« befahl ich. Als die Männer an den Kontrollen zögerten, herrschte ich sie an. »öffnet die Mannschleuse und fahrt die Leiter aus. Mal sehen, wie der Wahnhall darauf reagiert,!«

4.

Der Wahnhall zögerte keine Sekunde, die Leiter zu besteigen. Er kletterte mit flinken Bewegungen Sprosse um Sprosse hinauf und verschwand in der Mannschleuse. Wenig später trat er in Begleitung zweier bewaffneter Freifahrer aus dem Antigravschacht in die Kommandozentrale.

Ich beobachtete ihn genau, konnte aber keinerlei Anzeichen beginnenden Wahnsinns an ihm erkennen. Er wirkte friedlich und harmlos wie ein Lamm. Ein Wolf im Schafspelz? Hatte Giryol Kenzy ihn geschickt, um Rache an mir oder Lovely zu nehmen? Ich war jedenfalls auf der Hut.

Der Wahnhall entblößte seine messerscharfen Zähne und sagte mit gurgelnder Stimme: »Der Giryolkenzy schickt mich mit einer Nachricht zu euch.«

»Warum hast du dich so lange passiv verhalten?« fragte ich. »Wenn du uns ein Zeichen gegeben hättest, wärest du schon früher an Bord unseres Schiffes gekommen.«

»Es war besser, daß ich den Tod des Lovelyboscyk abwartete«, erklärte der Wahnhall. »Wenn jetzt über meine Lippen Worte tönen, dann spreche nicht ich sie, sondern der Giryolkenzy. Ich bin nur sein Sprachrohr.«

Mir erschien die Ausdrucksweise des Wahnhalls recht ungewöhnlich. Aber ich äußerte mich nicht dazu, denn ich war gespannt, was uns Giryol Kenzy mitzuteilen hatte.

»Roi, kannst du mich hören?«

Ich zuckte zusammen. Es war die gurgelnde Stimme des Wahnhalls, die mich ansprach, und die Worte kamen auch aus seinem Maul, aber - hätte mich Giryol Kenzy mit »Roi« angeredet?

»Du mußt mir sagen, ob du mich verstehen kannst, denn

ich erkenne nicht, ob der Wahnhall tatsächlich meine Gedanken ausspricht«, sagte die gurgelnde Stimme.

Ich schluckte. »Ja, ich höre.«

Es entstand eine kurze Pause, als müsse sich der Sprecher erst seine nächsten Worte überlegen. Endlich ertönte es wieder aus dem Maul des Echsenwesens:

»Roi, hast du erkannt, daß ich, Lovely, zu dir spreche? Gi-ryol Kenzy hat einen Körpertausch mit mir vorgenommen. Ich bin jetzt in seinem Körper, jetzt bin ich der Eingeschlossene. Aber wenn ich bedenke, daß mein Körper von der Infekton dahingerafft wurde, so bin ich mit dem Tausch recht zufrieden. Kannst du mir folgen, Roi?«

Ich gab ein krächzendes »Ja« von mir.

»Du brauchst weder enttäuscht zu sein«, fuhr Lovely über den Wahnhall fort, »noch brauchst du mich zu bemitleiden. Ich kann zwar den Kerker nicht verlassen, aber ich besitze einen unsterblichen Körper und bin Herr über diese Welt. Was will ich mehr? Freiheit? Ich besitze sie, denn ich kann durch die Augen der Wahnhalle sehen, durch ihre Ohren hören und durch ihre Nasen den würzigen Duft der Atmosphäre riechen. Nur mein Körper ist gefangen, ich selbst bin frei.«

Er verstummte.

Ich räusperte mich und fragte: »Hast du dir das wirklich gewünscht?«

»Nun, ich kam selbstverständlich mit ganz anderen Absichten nach Garwinkel. Aber ich bin mit dieser überraschenden Lösung recht zufrieden. Ich muß natürlich meine Lage erst gründlich überdenken, mich mit den sich zwangsläufig ergebenden Problemen auseinandersetzen. Doch kann ich schon jetzt sagen, daß es eine interessante Aufgabe sein wird, die verschiedenartigen Bewohner von Garwinkel zu einem großen Volk zu verschweißen und dann eine Zivilisation aufzu-

bauen.«

Mir fiel nichts Besseres ein, als zu sagen: »Ich bewundere dich, wie du dich mit deiner Lage abgefunden hast, Lovely. Aber du brauchst nicht zu resignieren. Ich werde einen Weg finden, dich aus deinem Gefängnis zu befreien. Das schwöre ich!«

»Du mißverstehst mich«, erwiderte Lovely über den Wahnhall. »Ich freue mich auf meine Aufgabe. Ich werde als Giryol Kenzy, als Eingeschlossener, nicht ein Schreckgespenst für

die Bewohner von Garwinkel sein, sondern ihr Schutzherr, ihr Helfer, Dieser Entschluß steht fest. Ich möchte nur, daß du mir ein wenig Zeit läßt, damit ich mich sammeln kann. Fliege nach Olymp zurück, und wenn du mich in einem Monat besuchst, kann ich dir schon präzisere Angaben darüber machen, wie ich mir die Zukunft von Garwinkel vorstelle.«

*

Daran mußte ich denken, als ich jetzt, einen Monat später, Lovely in seinem Gefängnis tief unter der Oberfläche von Garwinkel aufsuchte, Ich konnte natürlich nicht zu ihm vordringen, aber ich bekam ihn dennoch zu Gesicht, denn er projizierte ein Abbild von sich auf die Außenwand der Sphäre. Es war ein seltsames Gefühl, ihn als Monstrum mit Säulenbeinen, Tentakeln und einem Kugelkopf mit einem Kranz von Augen zu sehen - das genaue Ebenbild von Calluq und Aquill.

Ich ärgerte mich über mich selbst, weil ich ihn ein »Monstrum« genannt hatte. Lovely war immer noch er selbst, egal in welchem Körper er wohnte. Und der Körper selbst war nur fremdartig, nicht monströs.

Wenn mir sein Anblick dennoch nicht behagte, dann konnte ich auf Olymp immer noch die Quarantänestation aufzusuchen und Lovely in seiner früheren Gestalt begegnen. In diesem Augenblick beschloß ich, die Projektion nicht auszuschalten. Die Freifahrer sollten zumindest die Illusion haben, daß ihr »Kaiser« immer noch mitten unter ihnen war.

»Lovely«, sagte ich eindringlich. »Wenn Giryol Kenzy eine Möglichkeit gefunden hat, seinem Kerker zu entfliehen, dann werden auch wir einen Weg finden, dich zu befreien.«

Er schwieg lange, bevor er sagte: »Ich beherrsche diesen Körper schon recht gut. Ich benötige keinen Wahnhall mehr als Sprachrohr. Ich habe guten Kontakt zu den Geschöpfen, die auf Garwinkel leben - diese Welt liegt mir zu Füßen. Was brauche ich mehr?«

»Freiheit!« schleuderte ich ihm entgegen.

»Freiheit?« wiederholte er belustigt. »Wer ist schon frei? Wir sind alle Sklaven - meinetwegen Sklaven eines Schöpfers, oder Sklaven des Schicksals, oder Skalven unserer selbst.«

Ich wollte mich nicht mit Lovelys Entschluß abfinden.

»Das kann nicht dein letztes Wort sein«, sagte ich. »Du mußt zur Besinnung kommen - ich werde dafür sorgen. Und wenn ich dich durch Jahre hindurch nach allen Regeln der Logik und der Vernunft bearbeiten muß!«

»Mike?«

»Ja?«

»Ich habe dich noch nicht oft um etwas gebeten.«

»Das stimmt.«

»Dann erfülle mir eine Bitte: Bleibe für einige Zeit von Garwinkel fern, damit ich Ruhe habe, auf dieser Welt eine Zivilisation aufzubauen. Hebe deinen Besuch für irgendwann später auf, dann wird es mich freuen, dich wiederzusehen.«

Ich ließ mich von den Vanymos zum Raumhafen von Nomwada teleportieren. Bald darauf startete die FRANCIS DRAKE von Garwinkel.

Wann war »irgendwann später« für einen Unsterblichen? In einem Jahr? In zehn Jahren? In einem Jahrhundert? Oder in einem Jahrtausend?

ENDE

Als PERRY-RHODAN-TASCHENBUCH Nr. 108 erscheint:

Der Arkonide und der Sonnenkönig

Ein Atlan-Abenteuer von HANS KNEIFEL

»Als Diannot die tappenden Pfoten hörte, drehte er den Kopf und starzte das Tier an.

Vom Linsensystem des Robothundes aufgenommen, erschien sein Gesicht in Großaufnahme auf meinem Bildschirm.
>Unfaßbar! Unglaublich!< rief ich aus.

Die Täuschung war fast perfekt. Ohne jedes Hilfsmittel war es dem kosmischen Vagabunden gelungen, die Gesichtszüge Ludwigs des Vierzehnten zu kopieren. Fügte man jetzt noch einige Narben, Falten und eine andere Augenfarbe hinzu, würde jeder Mensch in Frankreich Diannot für den Sonnenkönig halten....«

Der Einsame der Zeit erhält Gesellschaft. Eines Tages, in der ersten Dekade des 18. Jahrhunderts, landen zwei Männer und zwei Frauen in der Nähe von Versailles. Sie sind ihres Vagabunden-daseins im Kosmos überdrüssig und beschließen, den Rest ihres Lebens auf der Erde zu verbringen. Sie wissen noch nichts von Atlan, dem heimlichen Wächter der Menschheit.

Der Roman DER ARKONIDE UND DER SONNENKÖNIG behandelt das vierzehnte Atlan-Abenteuer aus den Tagen der terranischen Vergangenheit.

Die vorangegangenen Abenteuer erschienen als Bände 56, 63, 68, 71, 74, 83, 86, 89, 92, 95, 98 und 104 in der Reihe der PERRY-RHODAN-Planetennormane.

Perry-Rhodan-Taschenbuch Nr. 108 in Kürze im Buch- und Bahnhofsbuchhandel u. im Zeitschriftenhandel erhältlich.